Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Die Blinde. Maler Ulrich.

Von **Max Kretzer** sind ferner in **E. Pierson's Verlag in Dresden** erschienen:

Die Bergpredigt. Roman. 2. Aufl. M. 5., geb. M. 6.—.

Meister Timpe. Socialer Roman. 2. Aufl. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Die Betrogenen. Berliner Sitten-Roman. 2. Aufl. M. 3.—, geb. M. 4.—

Die beiden Genossen. Socialer Roman. 3. Aufl. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Die Buchhalterin. Roman. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Im Riesennest. Novelle. 2. Aufl. M. 1.50.

Das Räthsel des Todes. Novelle. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Gefärbtes Haar. Berliner Sittenbild. M. 1.—.

Bürgerlicher Tod. Drama. M. 1.—.

Die gute Tochter. Roman. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Ein Unberühmter und and. Novellen. M. 2.—, geb M. 3.—.

Ferner sind von **Max Kretzer** erschienen:

Die Verkommenen. Socialer Roman. 2 Bde.
Gesammelte Berliner Skizzen.
Im Sturmwind des Socialismus. Erzählung. } Berlin, Friedr. Luckhardt.

Drei Weiber. Sitten-Roman. 2 Bde.
Die Zweiseelenmenschen, Polizeiberichte, Der alte Andres. Novellen. } Jena, H. Costenoble.

Ein verschlossener Mensch. Roman. 2 Bde. Leipzig, Carl Reißner.

Schwarzkittel. Erzählung, illustr. Leipzig, Otto Spamer.

Der Millionenbauer. Roman. 2. Aufl. Leipzig, Elischer Nachf.

Irrlichter und Gespenster. Roman, illustr. Weimar, Schriften-Vertriebsanstalt.

Sonderbarer Schwärmer. Roman. 2. Aufl. Großenhain, Baumert & Runge.

Onkel Fifi. Novelle.
„Frau von Mitleid." Novelle. } Berlin, U. Steinitz.

Der Baßgeiger. Das verhexte Buch. Novellen.
Der Millionenbauer. Volksstück. } Leipzig, Ph. Reclam.

Die Blinde. Maler Ulrich..

Novellen

von

Max Kretzer

Zweite Auflage

Dresden, Leipzig und Wien
E. Pierson's Verlag.
1897.

Die Blinde.

Sämmtliche Stammgäste der kleinen Conditorei am Oranienplatz kannten das Paar bereits. Seit vier Wochen machten Beide regelmäßig des Nachmittags ihren Besuch. Punkt vier Uhr betraten sie das mäßig große, elegant ausgestattete Lesezimmer und nahmen am kleinen runden Marmortisch in der äußersten Ecke neben dem zweiten Fenster Platz. Es bot dann einen rührenden Anblick, wie er, der starkknochige, breitschulterige Mann in den Fünfzigern, auf dessen ewig kalt und gemessen dreinschauendem Antlitz die Erfahrungen des Lebens tiefe Furchen zurückgelassen hatten, die zartgebaute, kaum zwanzig Jahre zählende blinde Dame mit der ganzen Vorsicht eines treuen Führers die drei Stufen beim Buffet vorbei hinauf und durch den Raum geleitete; wie seine plumpen, zu groß gerathenen Hände sich bemühten, ihr so schnell als möglich den Fauteuil hinzurollen — wie Alles an ihm das Bestreben zeigte, einem beklagenswerthen hilflosen Geschöpfe in der Nacht seines Daseins das Leben auf eine

Stunde hinaus wieder erträglich zu machen. Dann hieß es schnell hintereinander: „Sitzst Du so auch gut, Ina? — Nicht wahr, ein wenig vom Tisch zurück? — Soll ich das Fenster schließen? Es ist windig draußen —.“ Und auf diese Fragen, deren sanfter Ton dazu bestimmt schien, das Knorrige in der äußeren Erscheinung des Mannes dem Auge sympathischer zu machen, erfolgte für gewöhnlich die kurze Antwort: „Ich danke Papa, ich sitze gut.“ So behielt sie denn ihre alte Lage: die schmalen, schlanken Hände von durchsichtiger Weiße über den Schooß gekreuzt, den Oberkörper zurückgebeugt, so daß das feingeschnittene Profil voll kindlicher Weichheit und die Wellenlinien der zarten Büste sich klar von der durchleuchteten Gardine abhoben.

Mit der Zeit wurde das Interesse der passionirten Besucher des Locals an diesen Beiden besonders rege. War es der herausfordernde Gegensatz zwischen Vater und Tochter, der Gedanke an ein blühendes Leben in ewiger Finsterniß, der so auffallend wirkte; war es ungeheucheltes stummes Mitleid, das selbst den Blasirt-Gleichgiltigen angesichts von etwas Trostlosem überkommt — nach und nach empfand jeder der ständigen Nachmittagsgäste vom andern den Eindruck, als müsse dessen Aufmerksamkeit gleich der seinen nach dem Eintritt des Paares sich nur

noch auf dieses concentriren, als würde der Tag nicht ganz seinen Zweck erfüllt haben, wenn der Zufall an ihm die Plätze am Fenster um die bestimmte Zeit leer ließe.

Selbst der alte pensionirte Stadtgerichtsrath, dessen würdevolles Haupt seit einer Stunde bereits wieder hinter dem Riesenformat der „Kölnischen" unsichtbar geworden war, und welcher die enggedruckten Spalten mit einer Genauigkeit verfolgte, als hätte er das einzige ausliegende Exemplar des Blattes für sich allein gepachtet; dem sonst bei der Lectüre der Weltuntergang als etwas nicht besonders Aufregendes erschienen wäre, in das man sich mit philosophischem Gleichmuth fügen müsse — selbst er hatte beim Hereinführen der Blinden plötzlich die Empfindung, als wäre es pietätlos, die Zeitung nicht auf einen Augenblick sinken zu lassen und den Blick von den gedruckten Ereignissen der auswärtigen Politik nach der Ecke am andern Fenster zu richten. Und der langaufgeschossene bartlose Lyriker am Ofen, dessen blondlockige Mähne das ästhetisch Erlaubte am äußeren Poeten schon längst überschritten hatte und für den Segen von Kamm und Scheere sprach, unterbrach die alltägliche fieberhaft wiederkehrende Hast, mit der er sich soeben wieder auf die Jagd nach der Rubrik

„Literarisches“, in der er die endliche Besprechung seines „ersten Bändchens“ wittern durfte, begeben hatte und faßte im Stillen den Entschluß, den schlichten Schiller'schen Worten: „Sterben ist Nichts, doch leben und nicht sehen, das ist ein Unglück,“ demnächst in gereimter Form so viel als möglich Concurrenz zu machen.

Es war fast, als bildeten Vater und Tochter einen Magnet, dessen Anziehungskraft eine immerwährende ist. Es konnte denn auch nicht ausbleiben, daß die Neugier nach den näheren Verhältnissen der Beiden, die in ihrem Aeußeren, in der ganzen Art und Weise, wie namentlich der Mann auftrat und sich bewegte, den Eindruck von Fremden machten, sich zu regen begann.

Die Buffetdame, eine freundliche Thüringerin, die seit einem Jahre bereits hier conditionirte, war denn auch im Stande, etwas Näheres über das Paar zu sagen. Der Mann heiße Grimbkow, sei ein wohlhabender Mühlenbesitzer aus Mecklenburg und halte sich eigentlich nur in Berlin auf, um den grauen Staar seiner Tochter, seines einzigen Kindes, operiren zu lassen. Die Dame habe als zehnjähriges Mädchen bereits an schlimmen Augen gelitten, bis sie vor wenigen Jahren ganz und gar erblindet sei. Man habe das der sumpfigen Umgegend des Hei-

mathortes zuzuschreiben. Der Vater sei über das Unglück seines Kindes trostlos geworden, ein überaus finsteres, verschlossenes Wesen habe sich seiner bemächtigt und eine gewisse Menschenfeindlichkeit und Unzufriedenheit mit sich selber spreche aus seinem Blick. Wohlmeinende Freunde und Sachverständige hätten ihn bereits längst zu bewegen versucht, die Augen seiner Tochter einer Operation unterziehen zu lassen, aber immer habe die Furcht vor einem unglücklichen Ausgange ihn davon zurückgehalten, trotzdem er ja mit Freuden all' sein Hab und Gut dafür hingegeben haben würde. Nun aber, da sein Kind immer schöner und lieblicher heranwachse, könne er den Anblick nicht mehr ertragen. Mit Zustimmung seiner Tochter sei er endlich hierher gekommen, um einen berühmten Augenarzt zu consultiren. Leider aber habe er gerade eine sehr schlechte Zeit gewählt. Der Professor befinde sich seit Wochen auf der Reise, müsse aber in allerkürzester Zeit zurückkehren und dann werde wohl auch der regelmäßige Besuch der Beiden sein Ende erreicht haben. Uebrigens wohnten Vater und Tochter ganz in der Nähe, dort drüben in der ersten Etage des großen Eckhauses, wo der Balcon sich zeige.

Das war Alles, was man zu erfahren vermochte; es genügte gerade, um die Theilnahme für

die Beiden noch zu erhöhen. Auch den Passanten der Straße, die regelmäßig den Oranienplatz zu kreuzen hatten und mit dem scharfen Auge des Großstädters in dem rastlosen Gewühl der Menge immer noch Zeit fanden, besonderen Physiognomieen und Erscheinungen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, wurden sie bald zu zwei Bekannten, denen man rücksichtsvoll auswich und nach welchen man sich beim Weiterschreiten noch einmal umblickte, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß auch in einem Antlitz mit erloschenen Augen durch den Zauber eines verklärenden Lächelns ein Schimmer des Trostes und der Hoffnung zu finden sei.

Wenn Grimbkow regelmäßig am frühen Vormittag, sein Kind am Arm, den Spaziergang durch die Straßen machte, wurde aus ihm ein anderer Mann, aus dessen Antlitz die ewige, fast steinerne Ruhe und zuerst unsympathisch wirkende Kälte verschwand; der nun scherzte und plauderte, der für die nichtigsten Dinge Worte fand, die immer den Eindruck machten, als hätte er das Bedürfniß, überhaupt nur zu sprechen um etwas zu sagen. Und alles seiner Tochter wegen, die von der Existenz all dessen überzeugt sein sollte, was sie niemals zu erschauen vermochte, von dem sie sich in ihrem Innern nur noch mit dunklen Vorstellungen trug.

Dann flossen ihm die Worte förmlich über die Lippen; er entwickelte eine farbenprächtige Schilderung, so daß er im besten Redefluß erstaunt über sich selbst inne hielt und in Gedanken sich fragte: Grimkow, wie bekommst du das alles fertig? Du schwatzest wie das Rad Deiner Mühle daheim; und Ina, denselben Gedanken verfolgend, zu ihm sagte: „Papa, ich hätte nie geglaubt, daß Du über alle Dinge in dieser großen Stadt so trefflich Auskunft zu geben vermagst. Du sprichst wie ein Buch. Ja," fügte sie dann mit einem Seufzer, der wie Sehnsucht nach tiefinnerster Erlösung klang, hinzu, „dieses Berlin muß eine fürchterlich große Stadt sein. Ich höre es an dem Rollen der unzähligen Wagen, das kein Ende zu nehmen scheint, und an dem Gesumme der vielen Menschen, das mir immer noch in den Ohren klingt, wenn ich des Abends im Bette liege und nicht gleich den Schlaf finde."

Dieses Gesumme der vielen Menschen — das war es eben, was ihn anheimelte, was seine Verschlossenheit öffnete. Hier war er nicht mehr allein mit dem Schmerze um das Unglück seines Kindes. Inmitten des auf- und abwogenden Stromes, dessen lebende Fluthen brandend an ihm vorüberzogen, empfand er den Eindruck von hundertfältigem Elend im heißen Kampfe um das tägliche Brot, kam ihm

das Bewußtsein der Sorge und des Kummers Anderer, das ihn das Schicksal seiner Tochter weniger tragisch auffassen ließ, neue Hoffnungen in seiner Brust erweckte.

So gingen sie immer denselben Weg. Sie schritten die Oranienstraße bis zum Moritzplatz hinunter, bogen links in die Prinzenstraße ein und suchten die Hasenheide auf, wo sie in einem der zahlreichen Biergärten nach Mecklenburger Art ihr bescheidenes Frühstück einnahmen, einen Gang durch die Rosenausstellungen machten, um dann gegen Mittag durch den oberen Theil der südöstlichen Luisenstadt den Heimweg anzutreten.

Den Gärtnereibesitzern der Hasenheide waren Vater und Tochter bereits zu angenehmen Besuchern geworden, deren Ankunft ihnen nicht gleichgiltig war.

„Mein Döchting hätt die Blomen gern,“ sagte Grimbkow in seiner kurzen bestimmten Art, halb hochdeutsch, in der Voraussetzung, man könne ihn ganz verstehen, und halb in der Sprache seiner Heimath, die nur für Ina bestimmt war.

Die Leute wußten dann, was sie zu thun hatten. Mit diesen „Blomen“ meinte er überhaupt nur die Rosen. Nach dem Preise fragte er nie, denn was für „sin Döchting“ war, konnte auch „düer sind.“

„Man nich. min lütt Dirn, de Rosen sind doch woll schön, dat sall woll sin,“ sagte er dann beim Weiterschreiten, sich innerlich freuend, den Lieblingswunsch seiner Tochter wieder erfüllt zu haben.

„O Papa,“ erwiderte sie, sich an ihn schmiegend, „sie müssen die schönsten und größten im ganzen Garten gewesen sein. Du weißt ja, ich kann sie nicht sehen, aber ich spüre es an ihrem wundervollen Duft.“

Dasselbe sagte er und sie jeden Tag beim Verlassen der Gärtnerei. Dann entstand eine kurze Pause und er begann das Gespräch wieder mit halb zitternder Stimme. Sie sah es nicht, wie sein Blick dann liebevoll auf ihrem Antlitz haftete.

„'t ward nich lang duern, min Döchting, und Du warst ehr ok wedder sehn können. —“

„O, Papa“ — war alles, was sie hervorzubringen vermochte; ihn aber beschlich im Augenblick eine tiefe, unendliche Rührung. Er wußte, was alles in diesen zwei Worten lag: die unaussprechliche Wonne bei dem Gedanken an die Segnungen des Himmelslichts, gepaart mit der schaurigen Furcht vor dem Tage der Operation.

Und er fuhr, seine Worte wiederholend, fort: „Ja, 't ward nich lang duern, und Du warst ehr wedder sehn, min Kind. Alles warst Du sehn, de

Minschen, de Hüser, un ok Din Vadding; un de ward denn ein ganz narscher Kirl wardn, dat de Lüd to Hus äwer em schüddköppen un wunner marken, wenn he von Berlin vertellt und seggen ward, sei harren em tau'n Minister oder Reichskanzler maken wullt, awer hei harr dat utslan un seggt: so'n Kram künn em nu nix mihr wat nütt warden, denn rieker, glücklicher un tofredner künn hei nu nich mihr warden as hei nu al wir, hei Fritz Grimbkow ut Parnewitz in Mecklenborg. Hahaha! Lat sei man lachen. Wat Einer hett, det hett' e. Grimbkow weit, wat hei hett, dat soll woll sin. Versteihst Du, min Döchting?"

„Ja, min Vadding."

Und er pfiff leise vor sich hin, als Zeichen einer gewissen, zufriedenen Stimmung, die alles Fehlschlagen der Hoffnung, die er auf seine Anwesenheit in Berlin setzte, im Vornherein ausschloß.

Dann fand er Gelegenheit laut aufzulachen, so daß Ina sofort wußte, um was es sich handelte. Er amüsirte sich, wenn er irgend etwas Lächerliches auf der Straße erblickte. Der Humor des Mecklenburgers kam dann zum Vorschein.

„Papa, was hast Du gesehen?" fragte sie ihn. „Erzähle mir."

Er lachte erst weiter. „O, es wär weiter

nichts! 'ne olle Fru geiht as en Kakadu antreckt: gelbe Botterblumen up 'ne gröne Wiese."

Und Ina lachte mit, während er in seiner derben Art die lächerliche Erscheinung weiter kritisirte.

Nun waren sie wieder in das beste Fahrwasser gekommen, indem er auf's Neue „wie ein Buch" sprach. Sie lauschte still, während er erzählte, was seine blauen Augen rechts und links sahen. Abwechselnd führte sie den Strauß mit Rosen an's Gesicht, um sich an seinem Duft zu berauschen.

„Da drüben steht ein Haus, da möchte ich woll auf swören, daß da Gomberts in wohnen, wenn ich nich wüßt, daß es kein Wunder mehr giebt, und daß wir hier im groten Berlin sind und nicht im lütten Parnewitz. Es sieht so aus: gelb angestrichen mit Epheu an den Wänden, bis an's Dach und ene kleine Varanda, die weit in den Vorgarten geht. Ob Du Dich woll da noch auf besinnen kannst, Ina? 't süht hüte noch just so ut as dataumalen vör Jahren, as —"

„Ja, Papa, ich entsinne mich noch ganz genau. Es war zur Zeit, als ich anfing, böse Augen zu bekommen. Gomberts Junge war viel älter als ich, aber wir spielten immer zusammen. Er war immer sehr gut zu mir; einmal wäre ich beinahe unter das Mühlrad gekommen, wenn er mich nicht davor be-

wahrt hätte. Weißt Du noch? Es war gerade an meinem Geburtstage und Mama, die damals noch lebte, hatte uns Kuchen gebacken."

Sie blieb mit der Gewohnheit erblindeter Menschen stehen, neigte ihren Kopf nach hinten und richtete die glanzlosen Augen nach der anderen Seite der Straße, als sei sie im Stande, alle von ihrem Vater erwähnten Einzelheiten deutlich zu erkennen.

Und während diesen plötzlich wieder eine tief-ernste Stimmung ergriffen hatte, die nahe daran war, ihm das Auge feucht zu machen, fuhr sie wie jubelnd fort:

„Aber Papa, da fällt mir ein — weißt Du, auf Gomberts Dach war ein Taubenschlag, gewiß, ich weiß es ganz genau, ganz oben an der linken Seite. Ist der da drüben auch zu sehen?"

Nun glitt wieder ein breites Lächeln über sein gebräuntes Gesicht. Wie lebhaft sie sich noch des Hauses erinnerte, das dem ihrigen geradeüber lag, und das sie als Kind zum letzten Male gesehen hatte.

„Auch dat stimmt, Ina; wirklich und wahr-haftig, da oben links is ein Taubenschlag zu sehen."

„Wie merkwürdig, Papa!"

Nun trat, als sie weiterschritten, für Beide eine längere Pause ein. Er war sehr ernst geworden und schien in tiefes Nachdenken versunken. Eine Mißstimmung überkam ihn plötzlich, die er selbst bei sich hervorgerufen hatte. Weshalb mußte dieses Haus da drüben eine so frappante Aehnlichkeit mit demjenigen Gomberts haben, so daß er sich durch diese Ueberraschung genöthigt sah, den Namen laut auszusprechen, den er haßte, verabscheute, weil sich an ihn Bitternisse seines Lebens knüpften?!

Er fuhr mit seiner großen Hand über's Gesicht, um böse Gedanken zu verscheuchen; dabei entwich ihm ein tiefer, kaum hörbarer Seufzer. Ina wußte, so seufzte er immer, wenn er an etwas dachte, was seit Jahren schwer seine Seele bedrückte und worauf er ihr stets die Antwort schuldig blieb, so oft sie ihn darnach fragte. Das war das einzige Geheimniß, das er vor ihr zu verbergen hatte. Untrügliche Andeutungen hatten darauf hingewiesen, daß der verstorbene Mühlenbaumeister Gombert in engster Berührung mit diesem Geheimniß stehen müsse. Dunkle Erinnerungen aus ihren Kinderjahren, aus jenen ersten trüben Tagen, wo sie Wochen lang im dichtverhangenen Zimmer weilen mußte, um ihre Augen zu schützen, tauchten bei solcher Gelegenheit wie heute vor ihr auf, zauberten

verworrene Bilder vor ihre Seele, die ihr heute selbst als erwachsenes Mädchen nur Dinge ahnen ließen, von denen sie als Kind gar nichts verstanden hatte.

Sie war zwölf Jahre alt, als ihre Mutter starb, die eine sehr schöne Frau war und als solche nicht nur in Parnewitz, sondern auch in der weitesten Umgebung sehr verehrt wurde. Namentlich die jungen Gutsbesitzer, die geschäftlich auf der Mühle zu thun hatten, waren besonders höflich und aufmerksam gegen sie, sagten ihr die schönsten Schmeicheleien. All' dessen konnte sich Ina noch sehr gut entsinnen. Sie sah im Geiste die jungen Herren in ihren leichten Gutswagen oder zu Pferde vor der Mühle halten; Jochen, der alte Knecht, der sie auf den Armen getragen hatte, trat in seiner gewohnten Weise linkisch und schläfrig hinzu, um für Wagen und Pferde zu sorgen. Inzwischen hatte der Herr Gutsbesitzer auch schon ihrer schönen Mutter die Hand geküßt und sie mit Artigkeiten überschüttet.

Im Geiste hörte dann auch Ina den Vater zeitweilig poltern und fluchen, hatte auch ihn vor Augen, der in seiner Erscheinung das gerade Gegentheil von ihrer Mutter war: vierschrötig und knochig, mit einem stets bärbeißig dreinblickenden Gesicht, den

schlechtesten Hausrock auf dem Leibe, die stets mit Mehl bestaubte Mütze auf dem Kopf.

Es paßte ihm nicht, daß sein hübsches, junges Weibchen so oft andern Männern gegenüber beim Lachen ihre weißen Zähne zeigte, die Artigkeiten so hinnahm, als kämen sie von ihrem Manne. Sie lachte dann hell auf und nannte ihn einen eifersüchtigen Bären, der gar nicht wisse, wie hübsch er ihr erscheine, wenn er so über die Maßen fluche und poltere und auf die vornehmen „Scharwenzler" schimpfe. Ob er denn nicht wisse, daß all' diese Leute ihre Kunden seien, und daß man sich die guten Kunden halten müsse; sie allein bekümmere sich doch um's ganze Geschäft. Dann kam ein Wort in's andere und sie wurde sehr ärgerlich. Er möge sich nur um seine Gesellen hinten in der Mühle bekümmern, das wäre schon viel vernünftiger als sie immer mit seinem Verdachte zu kränken, meinte sie dann sehr aufgebracht und warf lautschallend die Thür hinter sich in's Schloß, während er grimmig wieder der Mühle zuschritt. Nach einer Weile kehrte dann Fritz Grimbkow nach dem Vorderhause zurück und gab seiner Frau allen Ernstes einen herzigen Kuß. Er war dann mit einem Male sehr kleinlaut geworden. „Ich bin ein närrischer Kerl," sagte er dann wohl und gab ihr den

zweiten und dritten Kuß. Damit war dann sein Blut wieder ruhig geworden, bis es bei der nächsten Gelegenheit, die am andern Tage gewöhnlich schon kam, wieder in Hitze gerieth, und die leidige Eifersuchtsscene sich wiederholte.

Nun gehörte auch August Gombert zu den täglichen Freunden des Hauses. Er war Wittwer und ein sehr stattlicher Mann. Zwischen ihm und Grimbkow bestand immer eine gewisse knurrende Freundschaft. Die krankhafte Einbildung des ehrlichen Mühlenbesitzers ließen ihn in jedem Menschen, der seiner Frau nur die geringste Aufmerksamkeit erwies, einen Verräther wittern und August Gombert gegenüber trat das besonders zu Tage. Es kam eine Zeit, wo Grimbkow äußerst schweigsam wurde, anfing die Menschen zu meiden und mit einer Verschlossenheit umherging, die etwas zu bedeuten haben mußte und die seine Frau in Unruhe versetzte.

Eines Abends, es war im Sommer, lag Ina wie gewöhnlich mit ihren bösen Augen im dunklen Zimmer, zu dem kein Strahl der untergehenden Sonne seinen Weg fand, als sie vom Wohnzimmer ihrer Eltern her heftigen Zank derselben vernahm, der sich immer lauter und erbitterter steigerte. Besonders die zornige tiefe

Stimme ihres Vaters drang vernehmbar zu ihr herein.

„Ich will nicht, daß Du das thust, das ist ein Schimpf für mich," hörte sie ihn ganz deutlich sagen. Ihre Mutter sprach dagegen. Das mußte ihn gereizt haben, denn er schrie immer lauter, schlug hintereinander auf den Tisch und rief dann die Worte: „Ehrloses Weib!" Nun vernahm Ina einen lauten Schrei ihrer Mutter, hörte sie jämmerlich schluchzen und fing nun in ihrer kindlichen Herzensangst selbst an zu weinen, sprang aus dem Bette und lief mit ihren nackten Füßchen hinüber zu den Eltern. Hier sah sie die Mutter auf dem Sopha sitzen, die Hände vor die thränenden Augen geschlagen, und den Vater am Fenster stehen, wie er, den Arm auf den Rahmen, den Kopf in die Hand stützend, mit finsterem Blick hinausschaute fest auf das gegenüberliegende Haus, als wollte er es verschlingen und mit seinen blitzsprühenden Augen vernichten. Ina lief sofort auf ihre Mutter zu, die sie in ihre Arme schloß, der Vater aber, als er das sah, drehte sich um und sagte befehlend: „Komm' her, Kinding zu mir, zu Deinem Vater, hörst Du?!" Die Mutter aber ließ sie nicht los, und so weinten sie und ihr Töchterchen eine Weile miteinander.

Diese Scene stand Ina besonders lebhaft vor dem geistigen Auge. Nach diesem Vorfall passirten dann merkwürdige Dinge. Als die kleine Patientin wieder hinaus in's Freie durfte, wie gewöhnlich zu Gomberts hinüber wollte, um ihren jungen Freund zu begrüßen, fand sie weder Vater noch Sohn vor. Der Mühlenbaumeister hatte sein Haus verkauft und war nach der Hauptstadt gezogen. So oft und laut sie auch hintereinander den alten Ruf: „Reinhold, ich bin im Garten!" ertönen ließ — keine Antwort kam. Fremde Leute steckten oben zu den Fenstern die Köpfe hinaus und wunderten sich augenscheinlich über des Kindes fortwährendes Rufen.

Zwischen Vater und Mutter war eine tiefe Entfremdung eingetreten, doch blieb die Liebe Beider zu Ina, ihrem einzigen Kinde, die gleiche herzige; namentlich der Vater war ihr inniger denn je zugethan. Oefters, wenn sie das dunkle Zimmer wie gewöhnlich hüten mußte, und sie vom Schlummer die Augen öffnete, sah sie ihn vor ihrem Bettchen sitzen, wie er ihre Hand in der seinigen hielt, sich über sie gebeugt hatte und mit dem Aermel des Rockes die Thränen aus seinen Augen wischte. Ein ander Mal war es die Mutter, die vor ihr saß und

dasselbe that. Sie war jetzt eben so schweigsam geworden wie ihr Mann, blieb sehr gleichgiltig, wenn wie gewöhnlich die Gutsbesitzer der Umgegend ihr die bekannten Schmeicheleien und Artigkeiten sagten, und fand nicht wie sonst ihr lautes helles Lachen über die Narrheiten der galanten Kunden. Nach einem halben Jahre, bei der Geburt eines Knäbleins, starb sie, das Kind wenige Tage darauf. Die ganze Nacht hindurch hörte Ina den Vater schluchzen und weinen; und noch im Traume sah sie ihn vor ihrem Bettchen stehen und dasselbe thun. Seit diesen Unglückstagen wurde er noch verschlossener und stiller als zuvor. Er mied die Nachbarschaft, lebte nur für sich und sein Kind, arbeitete dabei wacker, schuf sich einen großen Wohlstand, blieb aber eben so einfach und anspruchslos wie zuvor, ging nur auf in dem Bestreben, die Zukunft seines einzigen Kindes freudvoll und glücklich zu gestalten.

Nun lagen Jahre dazwischen; der Zufall hatte Vater und Tochter in Gedanken auf denselben Weg in jene Zeiten zurückgeführt, und ließ sie sich mit Personen beschäftigen, die bei Beiden die verschiedenartigsten Empfindungen hervorriefen. Von Gomberts hatte man nie

etwas mehr gehört; so wenigstens hatte Ina von ihrem Vater erfahren, ohne zu wissen, daß er ihr geflissentlich jede Mittheilung darüber verschwieg.

Heute fand sie sich innerlich gedrängt zu der Frage:

„Was mag wohl aus Reinhold geworden sein, Papa? Er sollte studiren und wollte nach Rostock. Er war ein sehr kluger Junge, und ich glaube gewiß, daß aus ihm etwas Gescheidtes geworden ist oder doch noch werden wird. Er sagte immer, daß das auch der größte Wunsch seines Vaters sei, der genug habe, das durchzusetzen."

Ein urplötzlich kurz abgebrochenes Lachen kam über Grimbkows Lippen.

„Gemeine Prahlhänse," stieß er hervor, aber so knurrend und unverständlich, daß Ina nur ein rauhes Gemurmel hörte.

Eine Minute war er mit sich im Unklaren, wie er die Frage Inas beantworten sollte. Die tiefe, unsagbare Liebe, die er für sein unglückliches Kind hegte, hieß ihn die Wahrheit sagen. Er hatte wohl von Gomberts etwas erfahren: daß der Alte im vorigen Jahre, nachdem er sich noch einmal verheirathet und in der mecklenburgischen

Residenz eine gewisse Rolle gespielt hatte, gestorben sei, daß sein Sohn in Rostock eine Zeit lang Medicin studirt habe, um Arzt zu werden, und dann nach Berlin gegangen sei; aber Grimbkow wollte von jetzt ab durch nichts mehr an den ihm verhaßten Namen erinnert werden. Was der Vater, den er seinen intimsten Freund nannte, einst am ihm gesündigt hatte, das mußte in seinen Augen dem Sohne entgolten werden.

„Nein," polterte er rauh hervor, in einem Tone, wie Ina ihn seit langer Zeit von ihm nicht vernommen hatte.

Im nächsten Augenblick fand er einen Ableiter für seine aufbrausende Stimmung. Vor einem Bretterzaune, den Eingang zu einem Bierlocale, erblickte er eine armselig gekleidete erblindete Frau, die, von einem Knaben an der Hand geführt, mit halblauter Stimme den Vorübergehenden Streichhölzer zum Kauf anbot. Das war ein Anblick, der ihn immer tief berührte. Er faßte in die Tasche und warf der Leidensgefährtin seiner Tochter im Vorbeigehen ein Geldstück in den Korb. Jetzt hatte er wieder eine gute That vollbracht, nun konnte er auf's Neue heiter sein, die Phantasie Inas durch seine laut geäußerte Beobachtung anregen.

Dann gerieth er aber doch in arge Verlegenheit, als seine Tochter ihn fragte!

„Wie kleiden sich denn jetzt die Damen, Papa? Ich möchte wohl wissen, was für eine Mode herrscht."

Auf eine solche Frage war er nicht vorbereitet. Er, Fritz Grimbkow, von dem in ganz Parnewitz bekannt war, daß er den altfränkischsten Rock von der Welt trage, sollte über die neuesten Moden der Damen Auskunft geben! Wenn nur Ina sein Gesicht in diesem Augenblicke hätte sehen können!

„Ja, ja min Kinding —"

Mit der Linken faßte er nach seinem Ohr, kratzte sich dort und schob dann verlegen seinen Hut in die Höhe.

„Ja, min Kinding," wiederholte er unter einem mehrmaligen Räuspern. Er schaute rechts, er schaute links, als müßte ihm plötzlich Jemand zu Hilfe kommen, um seiner Tochter, der er jeden Wunsch gewährte, auch diesen zu erfüllen. Dann blickte er hinter sich und vor sich die Straße entlang, die um diese Zeit sehr wenig von Lustwandelnden belebt war, und wandte auch seine Augen nach der andern Seite.

Endlich sagte er mit der rührenden Miene eines Kindes:

„Ja, süh min Döchting; düsse Saken verstoh ik nich un tru mi nich daran to tippen, awer ik seh, dat ne Fru 'ne Tüllmütz oppen Kopp un en swart Kleed anharr. Dat soll woll sin," setzte er befriedigend hinzu, glücklich darüber, über diese anstrengende Arbeit hinweggekommen zu sein.

Ina brach in ein lautes, helles Lachen aus. „O, Papa," sagte sie dann mit Humor, „das ist ja eine schrecklich einfache Tracht. Gehen denn alle Damen so gekleidet?"

Er merkte den harmlosen Spott, der ihn traf und lachte nun selbst recht herzlich und laut vernehmbar.

„All? Das ich nich wüßte. Ich rede blos von ne alte Frau, die vör uns geht und einen Kinnerwagen schiebt. Die vörnehmen Dam's sind woll noch nich ut de Feddern."

Als sie sich wieder in den belebten Straßen und in der Nähe ihrer Wohnung befanden, sagte Grimbkow ganz laut: „Guten Tag mein Herr," und zog höflich vor einem Vorübergehenden, der ihn zuerst begrüßt hatte, den Hut.

„Wer war das, Papa?" fragte Ina sofort.

„De junge Herr, min Döchting, de as wie ümmer drüben bei Conditers sitzt und so fründlich is, un uns immer die Zeitungen giebt, wenn wir da auf lauern."

„Ah —“ kam es langgedehnt über Inas Lippen; die Blinde drehte den Kopf, als vermöchte sie dem Erwähnten nachzublicken.

Am Nachmittag desselben Tages saßen sie wie gewöhnlich zur bestimmten Stunde in der Conditorei. Als sie sich kaum auf die erwählten Plätze am Fenster niedergelassen hatten und Beide das Gewohnte: „Sitzst Du so auch gut, Ina?“ und: „Ich danke, Papa, ich sitze gut,“ ausgetauscht hatten, erhob sich auch bereits der junge Mann von seinem Sitze und trat leise und etwas zurückhaltend auf Grimbkow zu.

„Wenn ich bitten darf?“ — Damit verbeugte er sich höflichst und reichte dem Mühlenbesitzer aus Mecklenburg irgend ein Journal hin, von dem er wußte, daß der Alte mit Vorliebe und halblaut gedämpfter Stimme aus ihm vorzulesen pflegte. Bald war es die „Gartenlaube“, bald das „Daheim“ oder die „Vossische Zeitung“, die den Alten zu fesseln wußten. Dann nahm der junge Mann seinen Platz wieder ein, um anscheinend nach wie vor eifrig die Zeitung zu studiren; hinter dem vorgehaltenen Blatte aber wandte er seitwärts seinen Blick nach der Blinden hinüber, von der sein Auge sich nicht zu trennen vermochte.

Als Grimbkown zum ersten Mal diese seltene Aufmerksamkeit des jungen Mannes zu theil wurde, hatte er ganz verwundert aufgeblickt. Eigentlich lag es in seinem barschen Wesen, welches jede Annäherung ausgeschlossen sehen wollte, dem betreffenden Herrn derbe verstehen zu geben, daß er auch nicht die geringste Belästigung während der Stunden, die er hier zubrachte, wünsche; aber es zeigte sich eine so ungesuchte vollendete Höflichkeit in dem steten harmlosen Anerbieten des tagtäglichen Störenfriedes, daß der vollendetste mecklenburgische Grobian dieser Artigkeit nicht hätte widerstehen können. So sagte denn Grimbkow kurz: „Danke schönstens," streckte die Hand nach dem Journal aus, und senkte den Kopf auf's Neue auf die breiten Schultern nieder.

Seit vierzehn Tagen bereits pflegte sich jeden Nachmittag diese kleine Scene zu wiederholen, ohne daß man gegenseitig wußte, mit wem man es eigentlich zu thun habe.

Schließlich mußte man es auch dem jungen Mann, der in seinem ganzen Auftreten, seiner Kleidung, den durchgeistigten Gesichtszügen, der vornehmen Sprechweise den Eindruck eines feingebildeten, gut erzogenen Menschen machte, an=

merken, daß er nicht die Absicht habe eine intimere Annäherung zu suchen. Man sah es gern, wenn er seine stete Aufmerksamkeit wiederholte; dieses Bewußtsein schien ihm zu genügen.

Mit der Zeit hatte sich Ina an die wenigen Worte, die er sprach, so gewöhnt, daß der Klang seiner wohllautenden Stimme sie zu fesseln begann, noch stundenlang bei ihr nachwirkte und eigenthümliche Vorstellungen von ihm in ihr wachrief. Sie interessirte sich in einer Art und Weise für ihn, die jedem Andern aufgefallen wäre, nur ihrem Vater nicht, der gewöhnt war, von seiner Tochter über alles um Auskunft gebeten zu werden, was sie nicht sah, von dem sie sich nur unklare Vorstellungen machte, die sie dann durch seine Schilderung ergänzt sehen wollte. Nach und nach hatte sie von ihrem Vater erfahren, wie er aussah; ob er groß oder klein sei, wie er sich kleide, ob er einen Bart trage, was für eine Farbe seine Augen zeigten, ob er alt oder jung sei.

„Min Döchting," sagte Grimbkow ahnungslos, „ein netten Kirl is e, dat soll woll sin. Er hätt eine große hübsche Figur, einen lütten blonden Vollbart, und ein feiner Herr ist er auf jeden Fall, das sieht man ihm wohl an. Was die Augen sind — hm, ich sollte woll meinen, daß sie gerade

so blau sind wie das bei uns in Mecklenborg so Mod is. Und die Hände sind sehr weiß, das kann ich bezeugen. In ne Mühl' hett he noch nicht arbeitet. Darup will ich swören."

Ihre Vorstellungen begannen sich zu erweitern; ihre Phantasie malte ihr ihn jetzt viel vollendeter aus, als ihr Vater ihn bereits geschildert hatte.

Eines Tages aber fand durch Zufall eine Annäherung statt, der sich Grimbkow nicht verschließen konnte. Das kleine Lesezimmer war bis auf die drei Personen leer. Draußen war ein arger Platzregen losgebrochen, hatte durch seine Ströme herniederrauschenden Wassers die Menschen von den Straßen gefegt und hielt die übrigen in ihrer Behausung zurück. Hin und wieder warf Grimbkow durch die getrübten Scheiben einen Blick nach dem Unwetter hinaus, dann las er wieder mit seiner monoton klingenden Stimme halblaut weiter. Der Wind draußen riß einen Fensterflügel auf und fegte durch das Zimmer nach der gegenüberliegenden geöffneten Glasthür, so daß die Zeitungen von den Tischen flogen und die Blinde zusammenzuckte. Der junge Mann sprang sofort auf, schloß die Thür, während Inas Vater dasselbe mit dem Fenster that.

„Danke schönstens,“ sagte Grimbkow kurz aber höflich; „meine Tochter kann den Zug nicht vertragen.“

Durch das Klappern der Scheiben aufmerksam geworden, war die Besitzerin der Conditorei, eine schöne junge Frau, hereingetreten und richtete nun beim Passiren des Zimmers ein paar Worte an den jungen Mann, die sich auf das Wetter bezogen, und in denen sie die Anrede „Herr Doctor“ gebrauchte. Grimbkow blickte auf; zum ersten Male ließ er seinen Blick länger als sonst auf dem nur wenige Schritte von ihm sitzenden Herrn ruhen. Er hatte einen heillosen Respect vor allem, was sich Doctor nannte, denn er dachte dabei nur an die Aerzte. Es überkam ihm gleichsam das Gefühl, als wäre ihm ein derartiger Mensch schon um das Unglück seines Kindes willen näher gerückt, als hätte er nun die Berechtigung, sich ihm anzuvertrauen. Als er weiter lesen wollte, mußte er sich mehrmals unterbrechen, um den Blick seitwärts verstohlen zu wiederholen. Dann zuckte er förmlich zusammen, als er vom Sopha her die Frage vernahm:

„Ist die junge Dame schon lange erblindet, wenn ich fragen darf?“ Er hatte die Empfindung, als müßte er sich nun respectvoll von seinem Sitze erheben, was er denn auch bis zur Hälfte that.

Er wollte die Frage höflich beantworten, aber seine Tochter kam ihm zuvor.

„Seit meinem vierzehnten Jahr, mein Herr," klang es melodisch vom Fenster.

„Ja woll, ja woll, seit ihrem vierzehnten Jahr," bestätigte Grimbkow, „Sie sind woll Doktor, Augendoktor nich wahr, mein Herr, wenn ich fragen darf?" wandte er sich dann in einer so großen Höflichkeit, wie man sie sonst bei ihm nie vorausgesetzt haben würde, an den jungen Mann. Dieser lächelte leicht und antwortete:

„Jawohl, ich verstehe etwas davon, wenn Sie einmal gütigst erlauben wollen —"

Er trat dicht an Ina heran, ließ sich vor ihr auf einen Stuhl nieder und bat sie höflich, das Gesicht ihm zuzuwenden, den Kopf ein wenig nach hinten zu neigen und die Augen weit zu öffnen. Er bemerkte dabei, wie sie am ganzen Leibe zitterte und wie bei der Berührung seiner Hand eine helle Röthe in die durchsichtigen Wangen stieg. Er zog aus der Westentasche ein Glas hervor, betrachtete prüfend die Augen der Kranken, drückte dann mit dem kleinen Finger seiner rechten Hand auf die verhärtete Pupille, ohne daß das junge Mädchen Schmerzen verspürte, und sagte theilnahmsvoll:

„Der Staar ist reif, es ist der sogenannte

Kapselstaar. Ich habe gehört, daß Sie nach Berlin gekommen sind, um sich operiren zu lassen, und zwar bei Professor S.; Sie können beruhigt sein, die Operation wird eine glückliche werden."

Die Blinde athmete tief auf. Grimbkow sagte eine Minute lang gar nichts, bis er endlich hervorstotterte.

„Mein Herr, meinen Sie wirklich —?" Er vermochte nicht mehr zu sagen; andere Gäste waren in's Zimmer getreten und nahmen plaudernd an einem der Tische Platz. Der Gefühlsausbruch, der den alten Mühlenbesitzer im Moment zu überkommen drohte, wurde dadurch zurückgehalten Der junge Arzt sah nach der Uhr und empfahl sich mit einer leichten Verbeugung.

Seit dieser Stunde begann er im Seelenleben der Blinden eine Rolle zu spielen. Seine Worte hatten sie eigenthümlich sympathisch berührt, seine weiche und doch männlich klingende Stimme rief plötzlich in ihr das Gefühl hervor, als hätte sie dieselbe schon einmal in ihrem Leben gehört, ungefähr wie man glaubt, plötzlich nach langer Zeit den Schall einer Kirchenglocke wieder zu vernehmen, deren seltenem Klang man als Kind im kleinen Heimathsorte so oft gelauscht hatte; man hat die Gewißheit, daß man sich täuscht, doch giebt man sich

gern der Illusion hin. Gewiß war es nur eine Einbildung bei Ina, aber als sie nach dem Verlassen der Conditorei die wenigen Schritte über den Platz dem Hause zuschritten, wo sie wohnten, äußerte sie laut zu ihrem Vater, die Stimme sei ihr sehr bekannt vorgekommen. Er aber hörte garnicht darauf, sondern erging sich in Lobeserhebungen über den „Herrn Doctor", als kennte er ihn bereits seit Jahren und hätte seine vortrefflichen Eigenschaften zur Genüge kennen gelernt.

„Dat is en gelihrter Minsch, en gefährlich gelihrter Minsch, dat soll woll sein," sagte er ein über das andere Mal und wiederholte es noch, als sie am Abend auf dem kleinen Balcon des Eckhauses saßen, sie still in sich versunken, dem dumpfen Getöse unter ihr lauschend, und er über die Brüstung gelehnt das laute Treiben des abendlichen Berlins betrachtend.

Von diesem Tage an konnte Ina die Stunde nicht mehr erwarten, wo sie in Begleitung des Vaters den Weg zur Conditorei antrat und die Stimme des jungen Arztes vernahm. Es war selbstverständlich, daß dieser während seiner Anwesenheit sich nun nicht mehr Vater und Tochter gegenüber so isolirt hielt wie bisher. Die Letzteren sahen nun ihren innersten Wunsch erfüllt, wenn er

auf kurze Zeit an ihrem Tische Platz nahm und sich mit ihnen auf das Freundlichste unterhielt. Gewöhnlich that er das wenige Minuten vor seinem Fortgehen, als wollte er absichtlich ein zu lange ausgedehntes Beisammensein vermeiden. Es schien auch, als ginge er darauf aus, eine gewisse Reserve zu bewahren. So kam es, daß man während der ersten acht Tage gar nicht das Bedürfniß fühlte, sich gegenseitig vorzustellen — ungefähr wie Menschen es zu thun pflegen, die nur auf flüchtige Augenblicke in einem Local zur bestimmten Stunde sich treffen und um nicht ganz fremd gegenseitig zu erscheinen, einige Worte der Höflichkeit und des Anstandes austauschen.

Ueber gleichgültige Dinge wurde dann nie gesprochen. Der junge Arzt schien nur Interesse für das Schicksal Inas zu haben. Er erkundigte sich auf das Genaueste nach dem Lauf der Erblindung vom Beginn des Augenleidens bis zum jetzigen Zustande; nach den Aerzten, die man zu Rathe gezogen hatte, überhaupt nach Allem, was ihn als Fachmann interessiren mußte. Dann blieb Grimbkow in einem Sprechen, ging ganz in seinen Schilderungen auf, so daß er nicht Zeit fand, Antheil an der sichtlichen Erregung, die den Zuhörer namentlich bei der öfteren Erwähnung des Hei-

mathsortes Parnewitz überkam, zu nehmen. Er hätte auch sonst bemerken müssen, mit welcher tief-traurigen Wehmuth öfters des jungen Mannes Blick auf der Blinden Antlitz haftete. Das reine Hochdeutsch, das der Arzt sprach, ließ auch nicht im Geringsten in Grimbkow die Meinung auftauchen, der erstere könne wirklich großes Verständniß dafür haben, wenn er mit einem ersichtlichen Behagen von seinem Besitzthum in Parnewitz sprach. Er that das in der gehörigen Breite und der drolligen Großmannssucht innerlich biderber Menschen, die alles das, was sie besitzen, nur ihrer Hände Arbeit zu verdanken haben. Ina legte dann leise ihre Hand auf seine Schulter und sagte sanft: „Aber Papa, das interessirt gewiß den Herrn Doctor nicht.“ Dann gerieth Grimbkow in Verlegenheit und brachte einige Worte der Entschuldigung hervor. Der Herr solle ihm das nicht übel nehmen, aber er liebe nun einmal sein Mecklenborg über Alles, vornehmlich aber Parnewitz.

Besonders andächtig lauschten Vater und Tochter, wenn der junge Mann ihnen von dem berühmten Professor S. erzählte. Er mußte ihn sehr genau kennen, denn er war vertraut mit seinen Eigenthümlichkeiten und seinem ganzen Leben. Grimbkow und Ina fühlten sich ordentlich

gerührt von der Hochachtung und Ehrfurcht, mit der sie von dem Augenarzte sprechen hörten.

Der Mühlenbesitzer fühlte sich dann verpflichtet, ein paar Worte zu sagen, die den jungen Mann doppelt tief ergriffen, weil sie schlicht und ohne jedes Pathos gesprochen wurden.

„Mein Leben wollte ich ihm verschreiben, die Hände ihm küssen, wenn er es zu Wege brächte, daß mein Inning ihren Vater auf seine alten Tage noch einmal sehen kann. So war ich Fritz Grimbkow aus Parnewitz bin. Ja," fügte er dann philosophirend hinzu, „was 's woll de Mensch, wenn er die Blomen uppen Felde nich mehr sehen kann. De Lewenmoth und Lewensfreud is all' vergrawen."

Wenn er so plötzlich und unwillkürlich in den Dialect seiner Heimath gerieth, dann steigerte sich die Erregung des jungen Arztes. Er wollte plötzlich etwas sagen, was ihm besonders auf dem Herzen lag, stand dann auf, drückte Grimbkow die Hand, zum ersten Male auch diejenige der Tochter und empfahl sich kurz und rasch wie gewöhnlich.

Nun war es denn mit den Tagen so gekommen: Ina liebte. Als ihr zum ersten Male dieses Bewußtsein kam, war es zur üblichen

Abendstunde, die sie in Gesellschaft des Vaters auf dem Balcon zuzubringen pflegte. Die Luft war milde und warm. Sie verspürte den Duft der Rosentöpfe in ihrer Nähe, die sie nun zu sehen glaubte. Alles um sie herum war plötzlich licht geworden. Ihre Phantasie zauberte ihr die Welt mit all ihrem Glanze, der ihr aus der Erinnerung der Kinderzeit noch vorschwebte, wieder vor die Augen. Ihr Schicksal, von dessen Wendung sie noch keine Ahnung hatte, erschien ihr verklärt in dem Gefühl, das ihr Herz über Nacht schlagen gemacht hatte für den Mann, von dessen Aussehen sie sich nur Vorstellungen machte und von dem sie nicht einmal wußte, ob er die Empfindung, die sie für ihn hegte, theile. Aber sie liebte, das genügte, um nun in Gedanken zu schwelgen, er könnte auch sie wiederlieben, wenn Finsterniß und Nacht von ihrem Antlitz genommen wären. In wenigen Tagen sollte die Operation vorgenommen werden. Man hatte ihren Vater benachrichtigt, daß er an einem bestimmten Tage zur festgesetzten Stunde mit seiner Tochter erscheinen dürfe. Bevor sie in den Schlummer sank, betete sie heiß und inbrünstig um Erlösung von ihrem Leide.

Wenn sie sich jetzt mit dem Vater unter-

hielt, so verstand sie es geschickt, das Gespräch auf den Gesellschafter drüben in der Conditorei zu lenken; wie er sich an diesem Abend gekleidet, ob er vorher schon dort gesessen, ob er vergnügt oder ernst ausgesehen habe? Das waren die gewöhnlichen Fragen, die Grimbkow ihr beantworten mußte. Einmal glaubte sie eine weibliche Stimme von dem Platze her zu vernehmen, den der junge Arzt gewöhnlich inne hatte. Nun wollte sie wissen, ob diese Dame sich in der Gesellschaft ihres Bekannten befunden habe, ob sie jung und schön, oder alt und häßlich gewesen sei. Sie athmete lang auf, als sie erfuhr, daß ihre Annahme eine irrige war.

Als sie eines Mittags von ihrem täglichen Spaziergange heimgekehrt waren, fanden sie einen großen Strauß schneeweißer Rosen vor, die Ina so sehr liebte. Ein Dienstmann habe sie gleich nach ihrem Fortgehen gebracht mit einem freundlichen Gruß an das Fräulein, von dem Herrn, der immer drüben in der Conditorei verkehre, berichtete die freundliche Wirthin, von der sie die beiden Zimmer abgemiethet hatten. Ina freute sich äußerlich wie ein Kind, in ihrem Innern aber jauchzte es vor Wonne und Entzücken. Er hatte ihr Blumen gesandt, von denen er wußte, daß sie sie so sehr

liebte! Etwas wie eine selige Ahnung überfiel sie: daß er ein so großes Herz habe, welches auch für sie, das unglückliche blinde Geschöpf, schlagen und empfinden könne. Sie kam aus dem Scherzen, Plaudern und Lachen nicht heraus: sie ließ die Blumen in's Wasser stellen, ergötzte sich fortwährend an ihrem Duft und führte die Blüthen heimlich und schnell an ihre Lippen, in der Meinung, ihr Vater, der sie beobachtete, sehe es nicht.

Grimbkow ging etwas im Kopfe herum, den er wiederholt schüttelte. Da war etwas nicht richtig mit seiner Tochter, das wußte er. Ein tiefes Weh beschlich ihn bei dem Gedanken, daß sein Kind sich irgend welchen Illusionen hingeben könnte, auf die er am allerwenigsten gerechnet hatte.

Zum ersten Male fiel ihm ein, daß er nicht wußte, mit wem er es eigentlich dort drüben in der Conditorei jeden Nachmittag zu thun hatte. Der Argwohn bemächtigte sich seiner. Er war ein gerader Mensch, der keine Winkelzüge liebte; schließlich wurde er eifersüchtig auf seine Tochter. Sie beachtete die Rosen, die er ihr am Vormittag gekauft hatte, gar nicht, sondern hatte nur Sinn für die andern von fremder Hand gesandten? Hm, hm — —

„Das soll woll sin," sagte Grimbkow zu sich, „daß wir heut noch wissen, mit wem wir es thun haben."

Am Nachmittage wartete er vergeblich darauf, bei der Lectüre von dem jungen Arzt unterbrochen zu werden; dieser kam auch nicht, als die Zeit, um welche sie die Conditorei zu verlassen pflegten, längst vorüber war. Ina hatte dafür gesorgt, daß ihr Vater immer noch ein Viertelstündchen zugeben mußte, wenn er bereits aufbrechen wollte. Sie saß wie auf Kohlen und konnte sich das Ausbleiben ihres so schnell gefundenen Freundes nicht erklären. Endlich mußten sie aber doch gehen. Bevor sie aber aufstanden, schrieb er ein paar Worte auf seine große Karte: „Fritz Grimbkow, Mühlenbesitzer in Parnewitz, Mecklenburg, bittet den Herrn Doktor sehr freundlich und gehorsamst um seinen Besuch heute Abend gegen acht Uhr."

Das kritzelte er in sehr großen unregelmäßigen Buchstaben äußerst schnell unter seinen gedruckten Namen, bat sich dann am Büffet ein Couvert aus und setzte die Bitte hinzu, man möge so freundlich sein, das dem jungen „Herrn Doctor" zu überreichen, mit dem sie immer des Nachmittags zusammensäßen. Die Mamsell würde wohl wissen, wen er meine. Die freundliche Thüringerin versprach, den Auftrag prompt auszuführen.

„Nu willn wi mal sehen, ob hei kümmt, mein Döchting,“ sagte er unterwegs zu Ina.

Es war noch nicht ganz acht Uhr Abends. Die Glasthüre zum Balcon war weit geöffnet und Ina aus dem Herzklopfen nicht herausgekommen, als die behäbige Wirthin, deren Klopfen man überhört hatte, in's Zimmer trat und ganz laut nach dem Balcon hinausrief:

„Herr Grimbkow, ein Herr wünscht Sie auf ein paar Minuten allein zu sprechen, hier ist seine Karte, wenn Sie so gut sein wollen —?“

„Ach, Papa, da ist er,“ klang es leise von der Blinden Lippen. Sie blieb sitzen, richtete sich aber mit dem Oberkörper auf, neigte den Kopf zur Seite, um auf die nahenden Tritte zu lauschen. Ihr Vater hatte sich schwerfällig erhoben und nahm die Karte aus der Hand der Wirthin. Es war schon dämmerig im Zimmer, so daß er an's Fenster treten mußte, um die Schriftzüge zu lesen. Dabei wich ihm alles Blut aus dem Gesicht. „Dr. Reinhold Gombert“ las er zwei, drei Mal hintereinander. Ein paar Augenblicke war er so überrascht, daß er fühlte wie seine Beine zitterten, und nicht gleich wußte, was er der Frau sagen sollte, die noch immer mitten im Zimmer stand und der Bestellung harrte. Ein fürchterlicher Kampf

begann in seinem Innern zu toben, der ihn drängte, während Jahre hindurch verborgen gebliebenem Groll in lauten Worten Ausdruck zu geben. Aber er bezwang sich.

„Warten Sie einen Augenblick, liebe Frau,“ sagte er mit geheuchelter Ruhe; dann ging er nach dem Balcon hinaus.

„Min Döchting, sei so got und geh' nah die Stuv, ein Geschäftsfründ will mi spreken.“

„Nicht der Herr Doktor, Papa?“ erwiderte sie halb enttäuscht, nahm aber dann seinen Arm und ließ sich nach der Thür geleiten, die seitwärts in das nächste Zimmer führte. Als sie geschlossen war, wandte er sich an die Wirthin. Sie möge den Herrn gefälligst ersuchen, näher zu treten.

In der nächsten Minute standen sich die beiden Männer gegenüber; der junge Arzt nach einer Verbeugung ebenso freundlich und höflich wie immer während ihrer Bekanntschaft, und der alte ergraute Mühlenbesitzer völlig verändert: ohne den Mund zu verziehen, ohne den Kopf zu neigen, kalt und ernst mit schroffer Zurückweisung auf den Zügen. Er ließ den jungen Mann erst gar nicht zu Worte kommen und beachtete die ihm entgegengestreckte Hand nicht.

„Mein lieber Herr Doctor,“ begann er, „wir

Mecklenburger sind kurz und bündig, wie Sie woll wissen werden. Der Zufall hat uns zusammengeführt, wir haben fründlich verkehrt, ohne daß ich gewußt habe, wer Sie sind, mein Wort darauf — ich hätt' Sie nicht wieder erkannt und wenn wir noch eine Ewigkeit hindurch so zusammengesessen hätten als bisher. Es sind ja nun woll al' ne Jahrer zehn her, als Ihr Vater Hof und Haus verkaufen that, hm — er ist todt und die Todten soll man ruhen lassen. Sie werden woll wissen, was ich all' damit meine. Sie waren woll damals noch ein lütt Jüngschen, aber ganz Parnewitz sprach davon und da schnappen die Kinners gewöhnlich was auf. Sie haben nicht mit offnem Visir gekämpft, sonst hätten Sie gleich am ersten Tage unserer Bekanntschaft frei heraus sagen müssen: Ich heiße Gombert, bin der Sohn von dem Vater, der — — na, wie gesagt, die Todten sollen ruhen. Aber die Gomberts, die noch leben — mit denen hat Grimbkow aus Parnewitz nichts zu thun, das soll woll sein, so war ich ein ehrlicher Mann bin, der nichts Unrechtes in seinem Leben gethan hat . . . Min Döchting bedankt sich schönstens für die Blomen und damit, Herr Doctor, wünsche ich Ihnen sehr viel Glück und Segen. Dat hett' Grimbkow ut Parnewitz seggt."

Er machte eine abweisende, für den jungen Mann sehr verletzende Handbewegung, drehte ihm den Rücken und schritt nach dem Balcon zu.

Doctor Gombert empfand, daß er nach solchen Worten, die von diesem Starrkopf kamen, nicht mehr viel sagen durfte. Deshalb faßte er sich kurz:

„Herr Grimbkow," sagte er sehr laut, um sich verständlich zu machen, „Sie sagen, Sie hätten nie Unrecht in Ihrem Leben gethan, thun es aber im selben Augenblick, wo Sie den Sohn für eine Schuld des Vaters verantwortlich machen wollen, die noch nicht einmal bewiesen ist."

„Oho, wat seggt so'n Kiekindewelt?" schallte es polternd vom Balcon herein. Und nun folgte ein lautes Lachen, und nach diesem die Worte „Herr Doctor, de Timmermann hat en Lock laten —"

Der junge Arzt fuhr unbeirrt fort: „Ich gehe, Herr Grimbkow, weil ich weiß, daß Sie binnen kurzer Zeit alles Das zurücknehmen werden, wodurch Sie mich hier beleidigt haben. Grüßen Sie Ihr Fräulein Tochter, und sagen Sie ihr, daß es mich schmerzt, sie nun tagtäglich zu vermissen."

„Soll schönstens bestellt werden, adjüs," klang

es höhnisch, von einem abermaligen Lachen begleitet, vom Balcon zurück. Dann hörte man sich entfernende Tritte und eine Thüre schließen.

Grimbkow saß während Minuten in sich versunken auf dem Balcon und starrte nach dem sternenklaren Himmel. Alte Wunden waren in wenigen Secunden wieder aufgerissen, hatten ihm das Herz laut klopfen gemacht und das Blut seines Körpers in Bewegung gesetzt. Seit Wochen war er allein mit seinem hilflosen Kinde in dieser Riesenstadt, deren hundertfältiger Lärm auf Straßen und Plätzen unter ihm ertönte und sich noch fortsetzte und steigerte zur späten Abendstunde, wo in seiner Heimatstadt Ruhe und Stille der Nacht bereits herrschten. Niemand waren sie in den Weg getreten. Sie hatten fast scheu die Menschen gemieden und nun, da sie einen gefunden zu haben glaubten, der ihnen ein Freund sein sollte, der an ihrem beiderseitigen Schicksal Antheil nahm, mußte es gerade der Sohn des Mannes sein, der gewagt hatte, an der Ehre seines Hauses zu rühren. Er mußte den lebenden Sohn ebenso hassen wie seinen verstorbenen Vater, das fühlte er, das war eine ausgemachte Sache bei ihm. Wie er den Kopf in die Hand gestützt hatte und sich an die Brüstung lehnte, vernahm er ein leises, wie tastendes Ge-

räusch in dem nun schon völlig dunklen Zimmer. Gleich darauf fühlte er seinen Hals umschlungen von den Armen seiner Tochter, die nun schluchzend zu ihm sagte:

„O Vatting, was hast Du gethan? Ich habe alles, alles gehört."

„Min Döchting, liebst Du düssen Minschen?" war Alles, was er sagte.

Er zog sie auf seinen Schooß und preßte ihren Kopf an seine breite Brust.

Eine Weile sagten sie dann Beide gar nichts. Sie weinte nur still, und ihn beschlichen die seltsamsten Gefühle bei dem Gedanken, daß er sich in der Beobachtung seiner letzten Tage nicht getäuscht habe.

„Dat is en Aewergang, Ina," sagte er dann wieder „Dat darf nich sin und soll nich sin. Es ward köhl hier draußen, nun geh', min Döchting. Morgen is ja woll de langst ersehnte Dag? Nu lat uns Beid beden düsse Nacht, dat de Sünn morgen nich ihr unnergeiht, as bet wi weten, woran wie sind. Nun geh' in's Nest, min lütt Dirn."

Am andern Tage in der frühen Vormittagstunde bestieg Grimbkow mit seiner Tochter eine

Droschke, um sich nach der Klinik des berühmten Augenarztes Professors S. fahren zu lassen. Zuerst versuchte er beim Dahinrollen wie gewöhnlich durch vieles Sprechen Ina aufzuheitern, dann aber wurde er mit einem Male sehr schweigsam, blieb es auch während der ganzen übrigen Fahrt. Die Stunde nahte, wo er sich auf Wochen, ja vielleicht auf Monate vom Ina trennen sollte, die nun als Patientin ganz und gar in der Klinik verweilen mußte.

Auf dem gegenüberliegenden Sitz des Wagens lag ein grauleinener Beutel, schwer angefüllt mit harten Thalern. Daran hatte er zuerst gedacht, als die Stunde zum Aufbruche herangerückt war. Sie sollten sehen, daß Grimbkow aus Parnewitz sich nicht lumpen ließ. Meine Herren, wollte er sagen, hier sind tausend silberne Thaler, die gebe ich, damit es meiner Tochter an nichts fehle. Und was das Andere betrifft — so weiß ich nicht, wie viel ich schuldig bleiben muß, wenn mein Kind die Blomen oppem Felde wieder sehen kann; denn das kann kein König der Welt bezahlen, das weiß Grimbkow sehr wohl, wenn er auch man ein schlichter, einfacher Kerl ist, das soll woll sein. Als er sich diese Worte mehrmals in Gedanken wiederholte, mußte er sich mit dem Aermel seines

Rockes über die Augen fahren, denn es war dort naß geworden.

In der Klinik angelangt, bekam Grimbkow den Professor gar nicht zu sehen. Ein Herr, der sich als sein Secretair vorstellte, empfing ihn mit großer Höflichkeit und führte Vater und Tochter in ein kleines, elegant ausgestattetes Wartezimmer, das zu dem Operationszimmer des berühmten Arztes führte. Hier mögen die Herrschaften nur etwas verweilen, bis noch gewisse Formalitäten erfüllt seien. Grimbkow wollte durchaus sein Geld loswerden. Er hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und hielt den schweren Beutel auf das Knie gestemmt. Als der Herr Secretair, den das Factotum im Corridor mit „Herr Doctor" angeredet hatte, wieder eintrat, brachte er sein Anliegen ohne Winkelzüge hervor. Zu seinem Erstaunen wurde sein Ansinnen zurückgewiesen; der junge Herr Doctor schien bereits darauf vorbereitet zu sein. Das habe noch Zeit, lasse der „Herr Professor" sagen. Damit war kurz und bündig diese Angelegenheit erledigt. Grimbkow kam sich auf ein Mal sehr gedrückt vor und wurde sehr kleinlaut. Ob er denn wenigstens nicht einmal den Herrn Professor auf wenige Augenblicke sprechen könne? Daran sei nicht zu denken, bekam er zur Antwort; denn der

Herr Professor habe seine gewissen Angewohnheiten, von denen er nicht abgehe. Dazu gehöre auch, daß er niemals vor einer Operation mit Jemand Anderem spreche, als mit seinem Patienten. Er müsse eine sichere Hand haben und wolle sich durch nichts aufregen lassen. Wie der Herr Secretair das sagte, lächelte er eigenthümlich und fügte dann noch einige Worte hinzu, indem er sich diesmal dicht zu des Mühlenbesitzers Ohr neigte. Herr Grimbkow möge sich darauf vorbereiten, daß er seine Tochter, wenn sie in's Operationszimmer geführt worden sei, vorläufig nicht mehr zu sehen bekomme. Jedoch sei ihm gestattet, so lange hier in dem Vorzimmer zu verweilen, bis er erfahre, was für einen Verlauf die Operation zu nehmen scheine. Er solle sich aber durchaus nicht ängstigen, der Herr Professor habe erklärt, daß bei einem „weichen Staar" nicht die geringste Befürchtung vorliege.

Dann ließ er sie wieder allein. Trotz des leise geführten Gesprächs war Ina, bei der, wie bei allen erblindeten Menschen, das Gehör ganz besonders geschärft war, kein Wort entgangen. Sie stand auf und saß nun auf seinem Schooß.

„Papa," sagte sie, „Du sollst mich so lange nicht wieder sehen? O mein lieber, guter, einziger Papa! Aber ich werde Dich wiedersehen, nicht

wahr?" Sie streichelte ihm mit der kleinen weichen Hand die gebräunten Wangen und küßte ihn wiederholt und herzlich; und er preßte sie heftig an sich und sagte nur ein über das andere Mal:

„Min Döchting, min Döchting, min leiwes Döchting!"

Nach wenigen Minuten trat der Secretair abermals ein, diesmal kam er aus dem Operationszimmer.

„Darf ich bitten, gnädiges Fräulein, mir Ihren Arm zu geben?"

Ina neigte leicht den Kopf, stand auf und stellte sich dem Herrn zur Verfügung.

„Gah' mit Gott, min Kind," sagte Grimbkow und faltete dann, als er allein war, die Hände, legte die Arme auf die Knie und blieb so unbeweglich sitzen, lauschend auf jedes Geräusch, das vom Nebenzimmer hätte zu ihm hereindringen können. So saß er ungestört und unbeweglich beinahe zwei Stunden, wie ein schwergeprüfter Mann, der sich in sein Schicksal still ergeben und nichts Schlimmeres mehr zu erhoffen, als was er bereits durchlebt hat. „Grimbkow," sagte er einmal leise vor sich hin, „wenn Din Dochder dat Himmelslicht wedder süht, denn wirst Du keinen Minschen mehr wat nadragen, ok den nich, den Du gestern so hart

behandelt hüst. Ja, Grimbkow, dat willst Du dann."

Er wurde aus seinem Brüten durch das Oeffnen der Thüre aufgeschreckt. Nur der Kopf des Secretairs zeigte sich: „Es geht Alles gut, bleiben Sie noch etwas hier," rief er leise hinein; dann wurde der Riegel wieder vorgeschoben.

Die Operation erwies sich als eine äußerst glückliche. Man hatte die sogenannte Discision des Staares vorgenommen, das heißt das Zerstückeln und Zerschneiden der Linse, wodurch den Lichtstrahlen der Eintritt in das Innere des Auges wieder eröffnet wird. Der Staar wird dadurch in einen Zustand versetzt, daß er nach und nach verschwindet. Indessen dauert die Auflösung der zerstückelten Linse oft monatelang, während welcher Zeit der Patient in einem völlig dunklen Raume verweilen muß, um keine Verschlimmerung herbeizuführen. Die für ewig verloren gegangene Linse des Auges ersetzt man durch eine sogenannte Staarbrille, durch deren Convexlinsen die Strahlen des Lichtes sich in das Auge senken und das Sehvermögen je nach der verschiedenen Art der Brillen nothdürftig wieder herstellen. Ohne diese Brille breitet sich vor dem Auge wieder Finsterniß und ewige Nacht aus.

Acht lange Wochen, für sie mehr als eine Ewigkeit, brachte Ina in ihrem dunklen Raume zu, ohne daß ihr Vater sie zu Gesicht bekommen hätte und ohne daß Grimbkow, der tagtäglich in der Klinik vorsprach, mehr von seiner Tochter erfahren hätte, als daß ihr Zustand ein ausgezeichneter sei, und sie ihm tausend Küsse und tausend Grüße sende.

Endlich sollte der Tag kommen, wo er sie wiedersehen sollte und er dem berühmten Augenarzte die Hände küssen durfte. Der Professor hatte selbst an ihn geschrieben, daß er ihn zu sprechen wünsche, um ihm seine Tochter in die Arme zu führen. Der Tag stand ewig in der Seele Grimbkows geschrieben. Es war Mitte September, milde und leuchtend stand die Vormittagssonne am Himmel und verbreitete die wohlthuende Wärme des Spätsommers. Wie Grimbkow den gewohnten Weg die Treppe hinauf zur Privatklinik des Professors nahm, schritt er langsamer als sonst, als müßte er sich erst vorbereiten, für etwas, was ihm die Sprache vor Freude rauben könne.

„Bitte, Herr Grimbkow, nehmen Sie gefälligst hier einen Augenblick Platz," sagte der berühmte Professor, dem er nun zum ersten Male gegenüberstand. Dann flüsterte er dem bekannten Secretair einige halblaute Worte zu, und dieser verschwand.

Diesmal befanden sie sich im Sprechzimmer des Arztes, einem großen Raume, in dem das Licht durch matte Scheiben gedämpft wurde. Ein paar für Grimbkow qualvolle Minuten vergingen, dann erhob er sich, an allen Gliedern zitternd vor freudiger Aufregung und banger, stummer Sehnsucht. Ihm gegenüber hatte sich die Thür geöffnet, wurde eine Frauengestalt hereingeführt, die einen Augenblick die Schritte bannte, wie suchend das Gesicht rechts und links wandte, als müßte sie sich an das Licht erst gewöhnen. Die Führer waren zur Seite getreten, nun stand sie isolirt da im großen Zimmer, gerade gegenüber Demjenigen, den sie suchte. Plötzlich neigte sie den Kopf ein wenig nach hinten über, so daß das Licht der großen Fenster voll auf ihr Antlitz und auf die Brille fiel.

„Mein Vater, mein Vater!“ rief sie nun laut und jauchzend und schritt mitten durch den Raum auf ihn zu.

„Meine Tochter, Ina, mein Kind!!“

Fritz Grimbkow hielt seine Tochter lange, lange umschlungen. Als sie sich endlich loslösten, rollten ihm große Thränen über die Wangen. In dieser ergreifenden Stimmung konnte er weiter nichts sagen, als die stammelnd hervorgebrachten Worte:

„Min Lewen, min Lewen, Herr Professor —

mein Leben gehört Ihnen.“ Und er griff nach der Hand des Arztes und wollte sie küssen; dieser entzog sie ihm halb lächelnd und sagte: „Sie haben nicht mir zu danken, ich bin erst gestern von der Reise zurückgekehrt. Mein erster Assistenzarzt, Herr Doctor Gombert, hat die Operation vollzogen, bei ihm mögen Sie sich bedanken, hier ist er.“ Nun trat der junge Arzt hervor, der bisher hinter den übrigen jungen Aerzten sich bescheiden zurückgezogen hatte.

Der Sohn des Mannes, den er haßte, dem er die Thür gewiesen hatte, hatte seiner Tochter das Licht des Auges wiedergegeben! Er wurde hart, sehr hart bestraft. Ehe er noch was sagen konnte, hatte der Professor und die übrigen jungen Aerzte, die eingeweiht in das Schicksal dieser drei Menschen waren, das Zimmer verlassen, um den Zurückgebliebenen das Peinliche der Situation zu erleichtern.

Eine lange Pause entstand, dann reichte Grimbkow seine Hand dem jungen Arzte hin.

„So gehört mein Leben ja woll Ihnen, Herr Doctor!“ sagte er treuherzig und offen.

„Nein, Herr Grimbkow, das Ihrige nicht; das Leben Innings, wenn Sie wollen. Sie wissen, wir Mecklenborger sind kurz und bündig, lesen Sie erst

diesen Brief, den mein Vater kurz vor seinem Tode an mich geschrieben hat, und dann sagen Sie ja.“

Grimbkow las: „Mein lieber Sohn! So Du im Leben noch einmal meinen einzigen und besten Freund Fritz Grimbkow aus Parnewitz wiedersehen solltest, so sage ihm, daß ein vor seinem Richter stehender Mann nicht mehr nöthig hat, mit einer Lüge auf den Lippen aus diesem Dasein zu scheiden. Sage ihm also, daß er seiner Frau, die ihm ein gutes, braves und treues Weib war, großes Unrecht gethan hat. Ich war verblendet, von frevelhafter Liebe zu ihr erfüllt. Als er an jenem Abend, von Schwerin zurückkehrend, uns Beide in seiner Wohnung überraschte, war ich nahe daran, zu einem Ehrlosen an meinem Freund zu werden. Ich aber wurde wie ein Schuljunge von der Frau, die ich liebte, zurechtgewiesen und konnte diese Schmach nicht ertragen, verkaufte Haus und Hof und verließ Parnewitz mit wahrhaftiger Verehrung im Herzen für Grimbkows treues Weib. Das sage ihm, damit er mir vergebe und seiner Frau ein ehrliches Andenken bewahre.“

Als er geendet hatte, war er tief bewegt. „Min Inning,“ wandte er sich dann an seine Tochter, „Du hest hört, wat de lütt Jung von früher seggt hat? Willst Du en hebben?“

„O Papa —“ sie lag schon in den Armen des geliebten Jugendfreundes.

Als nach einer Viertelstunde alle Drei durch die belebten Straßen fuhren, in denen die Mittagssonne nur ihretwillen zu leuchten schien, Ina sich an der ungeheuren Fülle des Lichts, die sie umgab, völlig berauschte, wie ein Kind, dem ganz neue Dinge vorgeführt werden, und scherzte und lachte, fand Grimbkow eine Gelegenheit, Reinhold Gombert zuzuflüstern:

„Sie soll niemals von dem Briefe erfahren, das wirst Du mir versprechen, mein Junge.“

Als der junge Arzt ihm die Hand gedrückt hatte, nickte der Alte vor sich hin und sagte leise:

„Ja, ja, ehr Moder was ne brave Fru. Dat soll woll sin. Nu kann min Kind doch noch de Blomen up ehr Graff sehen.“

Und während die Liebenden weiter scherzten und plauderten, zog er das rothgeblümte Taschentuch hervor und trocknete sich verstohlen die Augen . . .

Maler Ulrich.

Er hieß Ulrich Netterlichken und war einer der merkwürdigsten Menschen, die ich jemals kennen gelernt habe, und dessen Eigenthümlichkeiten in meinem Studienheft, das ich stets bei mir zu tragen pflegte, gewissenhaft registrirt wurden. Schon der Name hatte für mich etwas Anziehendes, trotzdem ich ihn nie behalten konnte und in der ersten Zeit immer in Verlegenheit gerieth, sollte ich seinen Träger direct anreden; ganz abgesehen davon, daß die absonderlichst-komischen Verwechselungen dabei zu Tage gefördert wurden. Bis heute habe ich diese Bekanntschaft und die vielen Wochen des Verkehrs, die sich ihr anschlossen, niemals bereut, denn ich hatte Gelegenheit gefunden, mit einem Menschenkenner in Berührung zu kommen, wie man ihn selten findet. Und das trotz der vierzig Jahre die er erst auf seinem normalen Buckel trug. Ich habe denn auch viel von ihm profitirt, ihm vor Allem manchen lehrreichen Fingerzeig zum „Hinuntertauchen in die Menschenseele“ zu verdanken.

Wenn ich gesagt habe, er sei einer der merkwürdigsten Menschen gewesen, denen ich begegnet bin, so war er es in meinen Augen deswegen, weil die mannichfachen, außerordentlichen Fähigkeiten, die er besaß, dem Leben, das er führte, vollständig widersprachen; und die beneidenswerthe Lebensphilosophie, deren er sich zu erfreuen hatte, in indirektem Widerspruch mit seinen Handlungen stand. Im guten Sinne natürlich, wie ich gleich bemerken will. Er machte sich über alle Welt lustig, hielt die gesammte Menschheit gerade für gemein genug, um sie gründlich zu verachten, und war im Innern eine ernst angelegte Natur, deren Seelenprogramm das Motto trug: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Wenn ich ihn ganz verstanden habe, so theilte er die Geißelhiebe aus, die zuerst am schmerzreichsten sein Innerstes trafen.

Er war ein geborener Düsseldorfer und Schüler der dortigen Malerakademie gewesen. Seinen breiten Dialekt hat er niemals ganz verleugnen können, soviel Mühe er sich auch gab. Nun hatte er sich ganz der Bunt-Lithographie in die Arme geworfen, entwarf und malte in Wasserfarben die Originalbilder, nach denen die Vervielfältigung für die Luxuspapierbranche ausgeführt wurde. Soviel ich hin und wieder aus seinen Reden erfahren konnte,

brachte ihm seine Kunstfertigkeit sehr viel Geld ein. Er arbeitete sehr gewissenhaft und besaß im Verein mit einer glücklichen Farbenstellung eine rege Phantasie, die ihn immer Neues schaffen hieß. Von großen Berliner lithographischen Anstalten wurde er sehr gesucht, und eine Münchener Kunstfirma hatte sein Talent förmlich gepachtet.

Wie er in allen Dingen ein Ausnahmemensch war, so auch in der Art und Weise, wie er producirte. Während zwei, drei Wochen hindurch bekam ihn oft kein Mensch zu sehen, mit Ausnahme seiner Wirthin, bei der er sehr gut aufgehoben war. Diejenigen, die ihn näher kannten und gewohnt waren, ihn stets um sich zu wissen, wußten dann daß er auf eine Reihe von Tagen hinaus für sie unsichtbar geworden sei. Er arbeitete nämlich. Gewöhnlich war es immer die höchste Zeit dazu, denn seine Freigebigkeit hatte völlige Ebbe in seiner Kasse gemacht.

Er wurde dann für Jedermann unmöglich, schloß sich den Tag über in seinem Atelier ein, wie er das größere der beiden Zimmer, die er bewohnte, nannte, ließ sich Essen aus der Kneipe ins Haus schicken und schaffte bis in die Nächte hinein, um die eingelaufenen Bestellungen, deren Ausführung ihm bisher sehr gleichgiltig gewesen war, so schnell

als möglich zu erledigen. Eines Tages tauchte er dann wieder gleich einem leuchtenden Meteor im Kreise seiner Bekannten auf, um mit schwer gefüllter Börse sich und Andern das Leben so angenehm als möglich zu machen und seine umfassendsten Kneipstudien aufzunehmen.

Bei Ausübung dieser Studien hatte ich ihn kennen gelernt. Er saß dicht neben mir in der verlorenen Ecke einer verräucherten Weißbierkneipe, gegenüber dem großen runden Stammtisch, und machte sich von Zeit zu Zeit mit seinen Händen verstohlen unter dem Tisch zu schaffen. Ich sah wie er auf den Blättern eines großen Notizbuches nach und nach die Köpfe der ehrsamen Philister am großen Tisch schnell aber scharf skizzirte. Als er bemerkte, daß ich mich für seine Kunst zu interessiren begann und schließlich mein Verständniß für derartige Dinge durchleuchten ließ, war die Annäherung bereits gefunden, die uns für lange Zeit hindurch unzertrennlich machen sollte. Er erzählte mir, daß er an einem Aquarell arbeite, das eine Anzahl Typen Berliner Weißbierphilister vorstellen solle. Des Abends pflege er aus einer renommirten Weißbierstube in die andere zu gehen, um die „Visagen“, die er gebrauche, nach der Natur zu zeichnen.

Als er mir dann einen Einblick in das Buch gestattete, mußte ich staunen über die vortreffliche Charakteristik, die er in wenige Striche zu legen vermocht hatte, noch mehr aber über die Fülle von Köpfen und Gestalten, die bereits beisammen waren. Einige der portraitähnlichen Gesichter kannte ich wieder. Es waren Persönlichkeiten, die Jahraus Jahrein regelmäßig zur bestimmten Stunde in ein und derselben Kneipe erschienen, mit der sie verwachsen waren wie mit ihrem eigenen Ich: Gewohnheitsmenschen durch und durch, kleine Hausbesitzer aus den engen Gassen des Frankfurter Viertels, die niemals an den Segen eines spekulativen Hausverkaufs denken konnten und bescheiden von ihren Renten lebten; ehrsame, langangesessene Handwerksmeister und Ladeninhaber; auch wohl irgend ein Herr „Rath", der den Staub seiner Kanzlei nicht sehr weit in die Nachbarschaft hineintragen wollte; mit einem Worte: Berliner alten Schlages, an deren Aeußerem das brausende Neuerungsleben inmitten der City spurlos vorübergezogen war und die an ihrer Scholle klebten, bis daß der Tod sie heimwärts führte vom „runden Tisch" für ewige Zeiten.

Er freute sich sehr, als ich in einigen der Skizzen die Originale wieder zu erkennen ver-

mochte; und als er nun gar erfuhr, daß auch ich es mir zur ganz besonderen Aufgabe gemacht habe, den stillen Beobachter zu spielen, um in dieser Beziehung gründliche Studien zu machen, lud er mich schließlich ein, ihn nach einer anderen Kneipe in der Nähe eines Volkstheaters zu begleiten, in der ein kleiner Kreis Bekannter ihn erwarte.

„Es sind zwar nur Zigeuner," sagte er, „aber Sie werden manches „verrückte Huhn" kennen lernen, aus dem Sie vielleicht 'mal etwas machen können. Die Originale werden immer seltener, seitdem die Banausen überhand nehmen. Man muß Philosoph sein, das ist das einzig Wahre."

Die letztere in Worte gebrachte Erkenntniß war eine Sentenz, die er sehr oft und mit Vorliebe anwendete, um verstehen zu geben, daß er sich in dieser Welt über nichts mehr wundere und ereifere.

Die „Zigeuner", mit denen er mich nach einer halben Stunde bekannt gemacht hatte, waren Schauspieler eines Rauchtheaters letzten Ranges, das mit jeder wiederkehrenden Saison einen neuen Direktor an die Spitze seines „Kunstinstituts" zu stellen in der Lage war. Gewöhnlich spielten die Mitglieder auf Theilung, um sich so der Unannehmlichkeit zu entziehen, in steter Feindschaft mit dem Direktor in Betreff des „Seins oder Nichtseins" zu leben.

Sie wählten also mit Vorliebe einen „artistischen Leiter“: den ältesten und erfahrensten aus der Mitte ihrer „hauptstädtischen Schmiere“. Es passirte oft, daß an Wochentagen nothdürftig das Abendbrot zusammengemimt wurde, nachdem der Besitzer, vulgo Restaurateur des Musentempels wohlweislich den Löwenantheil für sich eingeheimst hatte; dafür entschädigten Sonntag und Montag doppelt. Man spielte nur Sensationskomödie: Die Nachteulen von Paris, der Lumpenhändler aus derselben Stadt, Jack Sheppard oder die Ritter des Nebels, die Geheimnisse von London u. a. m.; hin uud wieder auch eine dramatisirte „Gartenlaubenblüthe“, die dem Helden oder der Heldin die Gelegenheit gab, einmal nach Kräften „auszutoben“ und das ganze Vorstadtpublikum in Thränen schwimmen zu sehen.

Im gewöhnlichen Leben bestand das Künstlervölkchen mit wenigen Ausnahmen aus sehr harmlosen Leuten, deren ganzes Dasein sich um den Brennpunkt drehte: Werden wir morgen auf unsere Kosten kommen oder nicht?

Es dauerte nicht lange, so war ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß Herr Netterlichken in diesem Kreise persona grata sei; schon der Empfang ließ die Werthschätzung seiner Person erkennen.

Weßhalb, wurde mir klar. Die ganze Gesellschaft ließ sich von ihm freihalten, kannte die Größe seiner Börse, die mit der Größe seines Herzens übereinstimmte. Ich will nicht gerade behaupten, daß Raffinement in diesem System lag, daß man aus diesem Grunde nur die Gegenwart des Kunstlithographen so überaus zu schätzen wußte, oder dieser sich durch Opferwilligkeit den Verkehr erhalten wollte — Gott bewahre! Dazu war mein neuerworbener Bekannter denn doch ein zu selbstständiger Geist, waren die Komödianten viel zu sehr — Komödianten, das heißt Leute, die es ganz selbstverständlich finden, in der Noth eben so gern zu nehmen, wie im Ueberfluß mit vollen Händen zu geben.

Es machte dem Maler augenscheinlich Vergnügen, zu zahlen wo er konnte und vornehmlich für solche Menschen, von deren Gesellschaft er etwas hatte; und dem Künstlervölkchen schien es ein besonderer Genuß zu sein, ihn in ihrer Mitte zu sehen, von seiner geistreichen Unterhaltung, seinem satyrischen Witz und seiner Lebenserfahrung mindestens eben soviel als von seiner Freigebigkeit zu profitiren. Die Damen besonders hatten ihn in ihr Herz geschlossen. Schon die Aufmerksamkeit, die er ihnen erwies, mußte für ihn einnehmen. Bei einer solchen

Gelegenheit betrachtete ich ihn aufmerksam. Ich mußte plötzlich zu der Erkenntniß kommen, daß er eigentlich ein schöner Mann sei, der auch durch sein Aeußeres gefährlich für die Frauen werden könne. Sein noch volles, krauses, kastanienbraunes Haar, in dem sich verstohlen die ersten Silberfäden zeigten, sein blühend aussehendes, wenig durchfurchtes Gesicht, das eigenthümlich beim Sprechen belebt wurde, machten ihn überdies jünger wie er war. Dazu kam der Glanz seiner dunklen, dämonisch blitzenden Augen, die Weiße seiner wohlerhalten Zähne, die sich blendend unter dem üppigen Schnurrbarte zeigte. Er bot Alles in Allem die einnehmende männliche Erscheinung eines Junggesellen, der das Leben in vollen Zügen genossen hat, aber noch nicht die geringste Lust verspürt, jene Grenze zu überschreiten, hinter welcher die gänzliche Resignation auf Liebe und Ehe beginnt. Dadurch wurde er zum Don Juan wider Willen. Die Frauen wenigstens betrachteten ihn als solchen, weil sie seine Abneigung gegen die Ehe kannten, sich aber dem fesselnden und Interessanten, das in dem Manne lag, nicht entziehen konnten.

Wenn er also den Damen seiner Bekanntschaft gegenüber sich größere Freiheiten gestattete als man

es sonst unter Leuten von guten Manieren zu finden pflegt, so war dafür neben dem eigenthümlichen Verhältniß, in dem er zu der Komödiantengesellschaft stand, vor Allem das Entgegenkommen, das ihm von den Frauen zu Theil wurde, verantwortlich zu machen. Aber er ging nie über die Grenze harmloser Frivolität hinaus. Er brach sozusagen beim Gedankenstrich ab. Selbst sein hin und wieder zum Durchbruch kommender Cynismus zeigte eine Spur von Liebenswürdigkeit.

Schauspieler denken gemeinhin anders über die Regeln der Gesellschaft, als der philisteriöse Durchschnittsmensch. Schon das Nomadenleben, das sie führen, zwingt dazu. Es verstand sich also von selbst, daß die männliche Hälfte die Galanterien des Don Juan nicht allzu tragisch auffaßte, im Gegentheil sie als eine Ermunterung betrachtete, das Portemonnaie noch tiefer in der Tasche zu behalten, wenn der Zeitpunkt herangerückt war, wo der Kellner allein das Wort am Tische führte.

Die Intimität war zu groß, als daß man trotz all' dieser Vertraulichkeiten jemals eine Verletzung der Freundschaft hätte befürchten können. Der Maler stand mit den Komödianten auf Du und Du oder auch auf Ihr und Ihr, und als er eines Abends so verwegen war, der kleinen, noch jugend-

lichen, rund gebauten Frau des Charakterspielers die Brüderschaft anzubieten, faßte man das als einen fröhlichen Einfall auf, der wohl würdig erschien, bei ein paar Flaschen Rothspohn — die er natürlich bezahlte — gefeiert zu werden.

Im Laufe des ersten Abends bereits machte ich die weitere Erfahrung, daß das Bühnenvolk sich über die Curiosität seines Namens sehr leicht zu trösten gewußt hatte. Man verband das Angenehme mit dem Nützlichen und nannte ihn einfach „netter Ulrich". So lange ich ihn kannte und das Vergnügen seines Verkehrs genoß, hörte ich ihn nie anders nennen, wenn man von und zu ihm sprach, nur daß man in seiner Gegenwart sich die zärtliche Freiheit erlaubte, ihn noch kürzer einfach beim Vornamen anzureden.

Nun waren bereits zwei Monate vergangen, seitdem wir uns kennen gelernt und allabendlich getroffen hatten. Während dieser Zeit waren wir uns gegenseitig unentbehrlich geworden. Der Begriff Freund ist in Berlin ein illusorischer, zum mindesten doch ein sehr fragwürdiger. Das liegt wohl am Getriebe der Weltstadt, der Beschränkung des Familienverkehrs, dem vorherrschenden Kneipenleben. Man sympathisirt mehr mit einander als man sich eng anschließt. Ich kann nicht behaupten,

daß mich Freundschaft mit Ulrich Netterlichken verband, es war eben nur Sympathie. Wir schätzten uns, ergänzten uns gegenseitig, die Fehler des Einen gingen in den Vorzügen des Andern auf. War der Eine nicht zum vielen Sprechen aufgelegt, so durfte er sicher erwarten, daß der Andere seine Stimmung zu respectiren wußte. Wenn ein Unterschied zwischen uns Beiden herrschte, so bestand er darin, daß ich die Ueberlegenheit des bei weitem älteren und erfahrenen Malers fühlte, sie zu würdigen wußte und mich ihr beugte; und daß ich mich in manchen Dingen offener und vertrauensvoller gab, während er, wo ich Entgegenkommen hoffte, nach wie vor verschlossen blieb.

So sprach er niemals von seiner Vergangenheit, seiner Jugend, seiner Studienzeit, dem ganzen Leben, das hinter ihm lag; und berührte das Gespräch zufälligerweise dieses Thema, so schwieg er sich einfach aus. Ich wußte nicht, ob er noch Eltern oder überhaupt Angehörige sein Eigen nannte. Schließlich nahm ich an, er stände ganz allein im Leben und diese Einsamkeit habe ihn mißtrauisch gemacht.

Nach und nach, durch kleine Zufälligkeiten erst offenbarte er sich.

Eines Abends wollten wir allein zusammen sein. Ich erwartete ihn in einem Restaurant der Friedrichs-

stadt, in dem das bessere Bürgerpublikum zu verkehren pflegte. Es war ein strenger Winter. Ich wartete und wartete — er kam nicht. Endlich gegen Mitternacht sah ich ihn in etwas aufgeregtem Zustande in's Local wanken, aber er war nicht allein. An der Hand führte er einen dürftig gekleideten, sehr herabgekommen aussehenden Knaben von ungefähr elf Jahren, welcher der weitverzweigten und noch weiter verbreiteten Bande der hausirenden Slowaken angehörte. Er hatte ihn halberfroren, wimmernd vor Kälte in dem Winkel eines Thorweges angetroffen und sich seiner erbarmt. Die Hände und die halbnackten Füße des armen Burschen sahen erschrecklich aus und forderten das Mitleid gerade heraus. Und doch, wie viele mochten an ihm vorüber gegangen sein, ehe Ulrich Netterlichken ein menschliches Rühren gefühlt hatte.

Es war am Sonnabend. Der große Raum der Kneipe war noch ziemlich besetzt, das Erscheinen des sonderbaren Paares erregte daher lebhaftes Aufsehen Die Damen namentlich reckten die Hälse, um die Beiden zu mustern, vornehmlich meinen Genossen.

Der Maler nahm von alledem keine Notiz. Er ließ sich in der Nähe des Ofens nieder und rief dem Kellner laut zu: „Bringen Sie sofort etwas zu

essen — was Sie haben, vor Allem aber besorgen Sie heißen Kaffee!"

Dann setzte er sein Samariterwerk fort: er nahm die rothen Hände des Burschen zwischen die seinigen und rieb sie, um sie zu erwärmen. Dabei unterhielt er sich sehr eindringlich mit ihm. Er that das alles ganz ungenirt, als sei außer ihm und seinem Schützling Niemand weiter anwesend. Ich war natürlich in der nächsten Minute an seiner Seite. Er freute sich sehr, denn er wähnte mich nicht mehr anwesend.

„Der arme Bengel!" sagte er. „Ich glaube, er hätte die Nacht nicht mehr überstanden. Es ist mir selber einmal so in meinem Leben gegangen, als ich hilflos, ohne Eltern und ohne Heim durch die Straßen Düsseldorfs irrte. Ein Schildermaler erbarmte sich meiner, griff mich auf und nahm mich in die Lehre."

Ich verstand ihn immer mehr, am besten aber seine jetzige Handlungsweise.

Dem Kellner war es nicht eingefallen, den Auftrag auszuführen. Er trat heran und meinte, daß der Aufenthalt derartiger Gäste, wie des Mausefallenhändlers, nicht erlaubt im Lokale sei.

Sofort brauste der nette Ulrich auf:

„Was sagen Sie da?! Schämen Sie sich nicht,

Sie hartherziger Geselle! Sehen Sie nicht, daß der arme Junge halb verhungert und erfroren ist? Wer weiß, wie es Ihnen ergangen wäre, wenn Sie sich nicht zur rechten Zeit Ihrer großen Hand erinnert hätten und in den Besitz eines Fracks gelangt wären. Auf der Stelle besorgen Sie, was ich bestellt habe! — Unverschämter Serviettenschwenker," setzte er halblaut für sich hinzu.

Mein Respekt vor ihm erhöhte sich ungemein, wie seine klassische Grobheit dem Kellner sehr zu imponiren schien, denn er bat sehr kleinlaut um Entschuldigung mit der Bemerkung, daß er für die Anordnungen des Wirthes nicht verantwortlich gemacht werden könne. Das stimmte den Maler milder.

„Besorgen Sie nur, es soll Ihr Schaden nicht sein. Ich werde mich mit dem Wirth schon abfinden.

Ich sah einst in Berlin auf der Straße zwei Jungen sich ernst und erbittert prügeln. Als sie bei dieser alltäglichen Beschäftigung einen dritten erblickten, der ein kleines Mädchen roher Weise schlug, trennten sie sich wie in innerer Uebereinstimmung, fielen über diesen her und verbläuten ihn nachdrücklich. In dieser Scene spiegelt sich der Character des Berliners wieder: er ist ein gefühl-

voller Parteigänger, ein Feind jeglichen Unrechts. Mit dem Witz, den er über eine traurige Erscheinung macht, paart sich zu gleicher Zeit die Mildthätigkeit, mit der er die geschlagene Wunde zu heilen gedenkt.

Es war also selbstverständlich, daß die zunächstsitzenden Gäste, welche sich zuerst über den „Panaschke“ lustig gemacht hatten, nun sehr laut Barmherzigkeiten übten und den Kellner sozusagen auf die Strümpfe brachten. Er verschwand denn auch schleunigst.

Ulrich Netterlichken bildete den Mittelpunkt der Beobachtungen und Meinungen der Umsitzenden. Es dauerte nicht lange, so zeigten ein paar ältere Damen ihre Theilnahme für den Knaben durch Hinzutreten, eine jüngere drückte ihm eine Apfelsine in die Hand, während einige wohlgenährte Berliner Philister sehr verständlich von einem „braven Kerl“ sprachen, womit natürlich der Maler gemeint war.

Während der Junge sich allmählich behaglich fühlte und mit Heishunger Speisen und Getränke verschlang, sagte der Künstler zu mir:

„Was meinen Sie wohl, wie viel dieser Kopf werth ist? Ich werde ihn malen und das Bild zur Ausstellung schicken.“

Er hatte allerdings Recht: es lag ein merkwürdig schöner Ausdruck in dem Gesicht, den weder

Noth noch Entbehrung hinweg zu wischen vermocht hatten.

Mit der Zeit lichteten sich die Räume, während wir noch auf unseren alten Plätzen saßen und uns zeitweise über die Unterhaltung mit dem Slovakenjungen amüsirten. Er hatte seinem Wohlthäter bereits so oft die Hände geküßt, daß dieser sich endlich gutmüthig, aber energisch die ferneren Liebenswürdigkeiten verbat. Dann meinte mein Genosse, er werde sich mit dem Burschen in eine Droschke setzen, ihn in der Küche seiner Wirthin unterbringen, um ihn am andern Tage gleich zu zeichnen.

„Der Bengel reißt mir sonst aus, und dann kann ich ihm nachpfeifen,“ fügte er hinzu.

Er hat denn auch seinen Entschluß ausgeführt, den Knaben mehrere Tage lang beherbergt und ihn reich beschenkt entlassen.

Man sagt, im Rausche offenbare sich der Mensch. Ulrich Netterlichken hatte an diesem Abend viel getrunken; er befand sich in einem Zustand, in dem der Mensch seine Reserve fallen läßt und sein Herz entlastet. Er enthüllte mir denn auch, daß er ein uneheliches Kind sei und seinen den besten Kreisen angehörenden Vater persönlich niemals gekannt habe. Derselbe habe sich auch

niemals um seine Mutter, der er das Herz gebrochen, gekümmert. Von der letzteren, die ihn und sich kümmerlich ernähren mußte, sprach er mit Liebe und wahrhaft schwärmerischer Verehrung. Die Augen wurden ihm sogar feucht.

„Sie werden mich wohl verstehen," sagte er. „Sehen Sie, ich kann keinen Menschen leiden sehen. Es genügt oft so wenig um ihn zu retten, aber der Richtige kommt selten. Arme verlassene Kinder sind meine größte Freude, vielleicht weil ich selbst mal zu ihnen gehörte!"

Ich verstand ihn allerdings mehr denn je; seine Weltverachtung war mir nun erklärlich. Er besaß eine reine Seele, die er sorgsam vor der Welt hütete. Seine äußere frivole Natur war nur der Panzer, um die tiefe innere zu beschützen. Ich schloß mich ihm nun noch inniger an, um mich seines Vertrauens würdig zu zeigen.

Eine Woche verging wieder, als wir eines Abends, abermals selbander auf einer Kneipfahrt begriffen waren und dabei in ein obscures Café chantant in der Nähe des Alexanderplatzes geriethen. Beim Hinabschreiten der ausgetretenen Kellerstufen bereits drang der wüste Lärm eines ungezügelten Vorstadtpublikums an unser Ohr.

Das fast überfüllte Local bot die Physiognomie

eines Sonnabend Abends: der Arbeiter dominirte, ließ sich ungenirt gehen wie Jemand, der nicht umsonst sechs Tage hintereinander schwer gearbeitet hat, um nicht am Abend des letzten mit dem Gedanken auf die gefüllte Tasche zu schlagen: „Seht her, ich bin mein eigener Herr, ich zahle selbst, auch ich lebe heute wie ein Mensch.“

Manchmal auch nicht! Nicht Jedermann genießt, der Genußsucht besitzt.

Eine Wolke dichten Qualmes lagerte an der Decke des niedrigen Raumes und zeigte die flackernden Gasflammen wie Irrlichter im Nebel. Es herrschte eine Atmosphäre, zusammengesetzt aus Menschenschweiß, unreinem Tabaksduft, üblem Biergeruch, und starkem Moschus, der den Kleidern der singenden Damen entströmte. Das Publikum schien sich trotz der afrikanischen Hitze besonders wohl zu fühlen. Wenigstens ließ sich das aus der allgemeinen animirten Stimmung schließen.

Enggedrängt saßen diese sonnabendlichen Stammgäste, in der Eile mit einem besseren Rock, weißen Hemdkragen oder buntfarbigen Halstuch angethan, und gaben den Ton an: gestikulirten laut über den Tisch hinüber, stießen fortwährend klirrend mit den Gläsern an, sangen mit, ohne Stimme zu besitzen, klatschten schallend bei einer Zote, riefen Bravo,

ohne zu wissen warum. Nicht alle zeigten sich so, aber doch viele, die meisten mit schwerem Kopf und bedenklich verkleinerten Augen. Diesen Würdigen in ihrer Ausgelassenheit richteten sich junge Leute mit gesteiftem Chemissette, modernster Cravatte und weit zum Vorschein gebrachten Handmanchetten an, an denen die thalergroßen Knöpfe ihre Unechtheit nicht verschweigen konnten: Commis und dieser Rangstufe bereits nahestehende Lehrlinge aus den unzähligen Waarenhäusern der Königstadt, welche in gleicher Weise hier ihren Kunstgenuß entgegen nahmen, stundenlang die verblaßten Schönen anstarrten, und sich glücklich schätzten und bereits geliebt glaubten, wenn eine von ihnen sich für ein Glas schlechten Glühweins mit einem pagodenhaften Lächeln bedankte.

Hin und wieder tauchten ein paar fidele Studenten auf, die gleich uns hier einen Abstecher gemacht hatten, um ihre Kenntnisse des weltstädtischen Lebens zu bereichern und nach dem ersten Glase Bier wieder zu verschwinden.

Inmitten seines schwer zu befriedigenden Publikums bewegte sich von Zeit zu Zeit gemessenen Schritts den Gang entlang wandernd der Wirth, um durch seine Hünengestalt die lebende Warnungstafel für unliebsame Gäste und allzugroße Ruhe-

störer abzugeben. Während der Pausen im Gesange gab sich ein kleiner verwachsener Mann mit sehr langen Armen, der beim Herantreten erst vor dem Klavier sichtbar wurde, die redlichste Mühe, durch energisches Klopfen auf die Tasten des in der Nähe des Podiums stehenden Instruments, den Lärm des Stimmengewirrs soviel als möglich zu übertönen.

Eine kleine, heiser sprechende Kellnerin mit stumpfsinnigem Gesichtsausdruck, welche die Trinkgelder nach dem Aussehen der Gäste taxirte, belegte uns sofort mit Beschlag und verschaffte uns in der Nähe der „Bühne“ dadurch Plätze, daß sie sehr resolut vor einen bereits besetzten Tisch zwei Stühle stellte nnd die „Herren zum Zusammenrücken“ bat.

Die „Bühne“ war ein rothdrapirtes Brettergestell, auf dem unter einem zersprungenen Spiegel, dessen Goldrahmen längst erblindet war, auf einer Reihe Stühle fünf Damen, sehr dekolletirt in buntfarbigem Kostüm, Platz genommen hatten: Chansonettesängerinnen letzten Ranges, über die Blüthe ihrer Jahre hinaus, mit geschminkten Wangen, gemeinem Gesichtsausdruck und frechen Bewegungen. Soeben hatte eine üppige Blondine mit unreiner Stimme nach der Melodie eines bekannten Gassen-

hauers ein Couplet herunter geschnarrt, dessen anzüglichem Text die Attitude angepaßt war. Zwei-, dreimal wurde sie unter Brüllen und sinnbetäubendem Händeklatschen „gerufen," bis sie mit dem letzten Vers ihr Werk gekrönt hatte und unter erneuerten Beifallssalven achselzuckend und die wohlerhaltenen Zähne zeigend, auf ihren Platz zurückkehrte.

Die neben ihr sitzende Collegin griff zu den Tellern und mischte sich unter das Publikum, um das „Spielhonorar" Groschenweise einzusammeln. Während dessen fanden wir Zeit, eindringlicher unsere Studien zu machen. Selbstverständlich interessirten uns die Damen ganz besonders. Ulrich Netterlichken fand Gelegenheit, seine Bemerkungen zu machen. Als Maler betrachtete er die Dinge mit anderen Augen.

„Diese Tingeltangeleusen haben doch alle ein und denselben Fehler: sie wissen nie, wo sie ihre Hände lassen sollen," begann er; „und denselben Vorzug, wenn er überhaupt einer zu nennen ist: sie verleugnen durch die Wahl ihrer Couplets niemals ihre Vergangenheit, in der die Schwärmerei für Leierkastenmusik jedenfalls die höchste Stufe ihres Musikenthusiasmus bildete . . . Selten eine, die Sympathie einflößt. Nichts berührt mich unange-

genehmer an einem Weibe, als der Mangel an Grazie ... Aber sehen Sie doch, da kommt ja noch eine."

Ein Stuhl an der äußersten Ecke war bisher leer geblieben. Die Stufen empor kam eine sechste Dame und nahm auf dem Sitz Platz. Im Augenblick des Vorüberschreitens konnten wir nur die Wahrnehmung machen, daß es eine hohe, schlanke Gestalt war, welche, im Gegensatz zu den übrigen, in ein langes verblaßtes Schleppkleid gehüllt, mit wahrhaft königlicher Würde die wenigen Schritte zurücklegte. Sie war die einzige, welche nicht dekolletirt war.

Als sie sich niedergelassen hatte, wurde sie uns verdeckt durch eine Nachfolgerin der Blondine, eine schmächtige Brünette, welche die zotenhafte Parodie eines bekannten Liedes zum Besten gab und ihre Lorbeeren dafür erntete.

Soviel wir in der abermals darauffolgenden Pause bemerken konnten, saß die neue Erscheinung während dieser Zeit sehr schweigsam da, schien nicht den geringsten Antheil an der leise geführten aber von ungenirten Bewegungen begleiteten Unterhaltung der andern zu nehmen. Es war, als bildete sie in ihrer reservirten Haltung, in der Gleichgiltigkeit, mit der sie vor sich hinstarrte,

in diesem Kreise eine Welt für sich, deren Grenze sie genau kenne.

Dann kam Leben über sie. Sie erhob sich unter einem allgemeinen „Ah —", reichte dem Klavierspieler die Noten zu, trat dann an die Rampe und verneigte sich, ohne ihre Miene zu verändern, leicht und mit Anstand, aber ungemein herablassend. Der kleine verwachsene Mann leitete Schuberts „Am Meere" ein, wie es schien mit ungewohnter Begeisterung und Kraftanstrengung, denn die Akkorde „schrien auf" unter der Malträtirung der Tasten. So war wenigstens der Eindruck, den ich empfing.

Also eine Liedersängerin! Wir wurden nun sehr neugierig. Gewiß ist, daß plötzlich beim Beginn des weltbekannten Liedes eine allgemeine Ruhe eintrat. Die Sängerin stand in unserer nächsten Nähe, hell beleuchtet von einem Reflektor, der in der Mitte des Podiums schräg sein Licht von unten nach oben warf. Sie war nicht schön zu nennen, nach meiner Taxirung über die Dreißig hinaus. Das Gesicht schmal, die Wangen nicht mehr voll, der Mund breit, die Nase fein geschnitten. Die Augen fielen auf, denn sie waren groß unter dunklen Brauen, aber ohne Glanz, halb versteckt unter schläfrigen Lidern. Auf

der Stirne zeigten sich Falten, die mehr von Enttäuschung und Gram, als von den Aufregungen des Lebens sprachen. Im Uebrigen sah man ihr auf den ersten Blick an, daß sie diese Bretter kannte und ihres Erfolges sicher war.

Was dem Kenner auffallen mußte, war die Noblesse ihrer Gesammterscheinung, die vornehme Haltung ihres Körpers, die Ungezwungenheit ihrer Bewegungen — mit einem Worte dasjenige, was sich wohl künstlich nachahmen, aber nie lehren läßt: das Kennzeichen der Kreise, in welchen der Mensch seine Erziehung genossen hat, sozusagen das Anhängsel seines ehemals guten Rockes, wenn er in einem schlechten steckt.

Sie begann zu singen, und nach den ersten Tönen sah Ulrich Netterlichken mich an, ungefähr mit einem Gesichtsausdruck, als wollte er erst meine Meinung hören, ehe er etwas sage, an das er nicht glaubte. Jedenfalls stand unser Erstaunen auf gleicher Höhe und schwebte uns Beiden die Frage auf den Lippen: „Wie kommt Die hierher?"

Ja, wie kam diese Person an diesen Ort? Ihre Stimmmittel waren beschränkt, sie bot keine außergewöhnliche Leistung, aber inmitten der Gesellschaft, die sie umgab, umringt vom niedrigsten Bänkelsängerthum, nahm sie sich aus wie eine große

Künstlerin. Die vortreffliche Schule war unverkennbar. Was sofort fesselte, war die Weichheit ihres Vortrages, die Seele, welche aus ihm sprach. Die Kunst war ihr Selbstzweck, nicht Gewinn; sie sang, als stünde sie in einem glänzenden Konzertsaal vor strengen Richtern und nicht auf dem Brettertritt einer verrufenen Chantantkneipe, deren Stammpublikum von der Kunst keine Ahnung hatte.

Es war fast, als ginge plötzlich ein reinigender Zug durch diese Atmosphäre der Zote und moralischen Entartung. Polyhymnia bezwang die gemeine Regung. Als ich mich umblickte, sah ich nur andächtige Zuhörer. Das sprach wohl am besten für die Sängerin. Dem Zauber ihrer Töne vermochte sich der Ungebildetste und Roheste nicht zu entziehen. Und verstand er auch nichts von der Kunst des Gesanges, so empfand er doch wohl die dunkle Ahnung, daß das Weib mit den bleichen Wangen da oben, das sich ihm heute zum ersten Male hier zeigte, etwas Besseres, Schöneres biete, als die andern.

Reichlicher und schallender Beifall lohnte die Sängerin; er dauerte fort, bis sie sich herbeiließ, ein zweites Lied dem ersten hinzuzufügen. Bei dieser Ovation sprach etwas wie Neid aus den Ge-

sichtern ihrer Kolleginnen, die sie während des Singens aufmerksam von oben bis unten gemustert hatten und sofort die Köpfe zusammensteckten, als sie nach einer abermaligen vornehmen Verneigung des Hauptes sich wieder nach ihrem Platz zurück begab.

Sie kritisirten wohl das Debut ihrer Nachbarin; wenn wirklich, so thaten sie es aber augenscheinlich mit einer gewissen Scheu, mit der Reservirtheit von Menschen, die nicht gern mit Jemandem verkehren, in dessen Gegenwart sie ihren Manieren Zügel anlegen müssen.

Die erhebende Stimmung war bald verrauscht; inmitten des nun wieder beginnenden Kneipenlärms entstand an der Thür, die zur Straße führte, ein Tumult, der nicht lange andauerte. Der Wirth hatte einen stark betrunkenen Arbeiter, dessen Zwischenrufe kein Ende nehmen wollten, eigenhändig die Treppe hinauf spedirt. Man schien an derartige Unterbrechungen gewöhnt zu sein, denn der Vorfall wurde mit sehr großer Gemüthsruhe aufgenommen, wenn auch begleitet von witzigen Zurufen und einem allgemeinen „Ah! ah!", das aber sofort zu einem Murmeln sank, sobald die riesige Gestalt des Wirths in der Nähe Umschau hielt. Uebrigens wiederholten sich derartige „handgreifliche Zwischenfälle" von Zeit zu Zeit.

Unsere Unterhaltung drehte sich ausschließlich um die Liedersängerin.

„Ich möchte ihre Lebensgeschichte kennen,“ sagte Netterlichken, der seinen Blick nicht von ihr ließ; „ich glaube, sie hat eine Vergangenheit und kann etwas erzählen. Wer weiß, welches widrige Schicksal sie so tief sinken ließ.“

In der nächsten Pause war das Einkassiren an derjenigen, von der wir sprachen. Mit einem gewissen Zagen kam sie die Stufen herab. Das „Bitte mein Herr“ klang leise und gedrückt; kaum, daß sie dabei aufzublicken wagte. In der Nähe wirkte ihre Erscheinung noch sympathischer, schon um deßwillen, weil sie, wie sonst die meisten Comödiantinnen, nichts von dem Eindruck verlor, den sie in der Entfernung machte. Im Gegentheil — sie kam mir jugendlicher vor, aber über ihre Jahre hinaus gereift. Die ungebrochene, noch volle Gestalt wenigstens sprach dafür. Einige der Gäste, gewöhnt an den unverblümten Ton den anderen Sängerinnen gegenüber, machten unzarte Bemerkungen, auf welche sie nicht zu achten schien. Als ein halb Betrunkener sich herausnahm, seinen Arm um ihre Taille zu legen, fertigte sie ihn mit den energisch gesprochen Worten ab: „Unterlassen Sie das, bitte!“.

Das frappirte uns erst recht. Ihre Zurechtweisung klang ungeheuchelt. Ihre Miene hatte sich nicht verändert, aber die Empörung hatte das Gesicht geröthet. Sie beeilte sich, von dem Tisch hinwegzukommen, aus der Nähe des halb verthiert aussehenden Menschen, der sie an sich pressen wollte. Es war, als überkäme sie mehr Ekel, als erwachender Stolz.

Dann stand sie auch vor uns. Der Maler legte ihr einen Thaler auf den Teller. Sie möge nur Alles behalten, sagte er. Sie sah ihn groß an und bedankte sich mit einem freundlichen Blick. Als sie weiter gehen wollte, hielt er sie zurück.

„Verzeihen Sie eine Frage, mein Fräulein."

„Bitte, mein Herr." Sie blieb stehen und sah ihn erwartungsvoll an.

„Wie kommen Sie mit Ihrer Stimme in dieses Lokal?"

Einen Augenblick schien sie betroffen. Dann lächelte sie leicht und erwiderte höflich, aber kurz:

„Oh — das dürfte Sie jedenfalls wenig interessiren." Damit entfernte sie sich. Nun war es für uns eine ausgemachte Sache: sie hatte einst bessere Tage und bessere Gesellschaft gesehen. So seltsam wie ihre Erscheinung sich hier ausnahm, so

seltsam berührte die Art und Weise, wie sie jede Annäherung zu vermeiden suchte.

Was Ulrich Netterlichken anbetraf, so gerieth er in Enthusiasmus über ihre weißen Hände. Er habe selten ähnliche wohlgeformte, von gleicher Schlankheit und Kleinheit gesehen. Ein Blick hatte genügt, um ihn davon zu überzeugen.

„Glauben Sie mir, lieber Freund: aus der Hand des Menschen spricht unendlich viel. Nicht umsonst richtet sich unser Blick so oft auf sie, wenn wir uns mit Jemand unterhalten. Die Hand ist in den meisten Fällen der Mensch selbst. Nichts ist wohlthuender, als eine weiche Hand auf brennender Stirn, nichts nimmt sich verlockender, reizender aus, als die Grübchen auf einer Frauenhand. Wie oft raubt uns der Anblick einer großen, unschönen Hand die Illusionen, die wir uns bereits von einem Menschen gemacht haben, und wie oft versöhnt das Gegentheil uns mit seinen Fehlern. Für mich ist die Art und Weise, mit welcher ein Mensch mit seinen Händen beim Stillsitzen sich beschäftigt, schon maßgebend für seinen geistigen Gehalt, für seinen Character . . . Sehen Sie nur, wie ruhig und gemessen unsere Schöne da oben die Notenblätter legt, wie vornehm sie dabei die Finger spreizt, wie elegant das Handgelenk sich rundet.

Das ist ein Bild mit schönen Linien. Sie weiß, was sie will. Wenn mich nicht alles täuscht, so besitzt sie einen zähen Charakter, der das durchführt, was er will. Und nun betrachten Sie gefälligst die Andere neben ihr. Diese nervöse Unruhe, dieses fortwährende Auf- und Abbewegen, diese Bewegungen, ohne ihre Grenze zu kennen! Das sind Hände, die nur in einem Buch blättern, um ungeschickt das Papier zu zerreißen. Verstehen Sie mich?"

Er war doch ein absonderlicher Mensch: nichts schien ihm gering genug, um nicht seine Betrachtungen darüber anzustellen. Allerdings nach seiner Art, aber sie fesselte doch. —

Es lag wohl in erster Linie mehr in der Natur des Künstlers, als in der des Menschen, dem Mystischen nachzuspüren und der Lebenskenntniß neue Seiten abzugewinnen. Bei Ulrich Netterlichken war dieser Hang bekannt. Wenn er also nach diesem ersten Besuche jener Kneipe bereits am andern Tage einen zweiten folgen ließ, so wird man das nicht besonders auffallend finden. Er verband eben einen Zweck damit. Um einer vielleicht nur an Enttäuschungen reichen Menschenstudie wegen, kam es ihm nicht darauf an, allabendlich in übler Luft, nicht gerade in schlechter, so doch unangenehmer Gesellschaft sich zu bewegen.

Allerdings allabendlich! Denn als ich ihn nach mehr als einer Woche wieder zu Gesicht bekam, weil ich ihn vorher in dem Glauben, er arbeite nach seiner Gewohnheit hinter verschlossenen Thüren, nicht aufgesucht hatte, konnte er nicht umhin, mir einzugestehen, daß er während dieser Zeit in jenem Café chantant fleißig seine Studien fortgesetzt habe, um „Beiträge zur Psychologie des Weibes" zu sammeln, wie er hinzufügte.

Er war allerdings bereits weit gekommen, hatte die kurze Zeit weidlich ausgenutzt. Ich war sehr verwundert, als er mir die allergenauesten Personalien der Liedersängerin mittheilte. Sie gehörte einer alten, aber verarmten Adelsfamilie an und hatte die rauhe Seite des Lebens zur Genüge kennen gelernt.

„Es ist die alte Geschichte, lieber Freund," berichtete der Maler; „sie hat eine tadellose Erziehung genossen und war der Stolz ihrer Eltern; aber wo vier Geschwister waren, die von den Alten nichts zu erwarten hatten, mußte sie natürlich an einen Erwerb denken. Sie bekam eine Freistelle am Konservatorium und ließ sich zur Gesang- und Musiklehrerin ausbilden. Da erwachte der schlummernde Dämon in ihr, der nach Triumphen lechzte und sie zur Bühne trieb. Ihre Familie war dagegen. Sie verließ heimlich das Elternhaus und ging an eine kleine Provinzialbühne. Das geschah

bereits vor zwölf Jahren. Ihre Erwartungen wurden nicht befriedigt, sie kam nirgends zur Geltung. Statt ehrlichen Entgegenkommens fand sie nur Neid und Mißgunst. Ihr Stolz ließ es nicht zu, mit enttäuschten Hoffnungen zu ihren Angehörigen zurückzukehren. Um nicht zu Grunde zu gehen, schlug sie sich als Konzertsängerin durch, bis sie vor Kurzem, von allen Mitteln entblößt, durch einen gewissenlosen Agenten nach Berlin gezogen wurde. Sie glaubte ein anständiges Placement zu finden und wurde bitter enttäuscht. Das Schlimmste ist, daß sie sich vorläufig ganz in den Händen dieses Seelenverkäufers befindet. Sie hat Vorschuß von ihm genommen, und selbst die Bühnengarderobe, welche sie trägt, ist durch seine Vermittelung geliehen. Sie muß also vorläufig aushalten, will sie nicht ganz zu Grunde gehen. Aber ich denke — —"

Er brach plötzlich ab. Ich glaubte seine Gedanken zu errathen: er wollte helfen, ihr die Hand bieten, aus dem Morast, in dem sie steckte, emporzukommen. Das sah ihm völlig ähnlich.

„Sie nennt sich Elsa von Berg," fuhr er fort, aber ich glaube, das wird wohl ein nom de guerre sein."

Dann schwieg er längere Zeit mit ernster Miene, wie ich sie selten an ihm sah.

Das war allerdings eine sehr traurige Geschichte die er mir erzählt hatte, aber gerade nicht neu. So ging es vielen vor diesem Mädchen, und wird es vielen nach ihm gehen. Nicht immer war die Noth verantwortlich für ein verlorenes Leben zu machen, oft war durch eigene Schuld die moralische Kraft gebrochen, ohne welche ein Erstarken zur sittlichen Existenz unmöglich ist.

Ich äußerte das, auch mein Bedenken an der völligen Wahrheit des Gehörten.

Ich meinte, es werde wohl noch etwas anderes dahinter stecken, was sie zu verschweigen habe, irgend ein Mann, der eine Rolle in ihrem Leben gespielt habe, wie immer in derartigen Fällen.

Ich sagte das, ohne daran zu denken, Ulrich Netterlichken verletzen zu können; aber er wurde plötzlich sehr ungehalten und brauste förmlich auf.

„Sie sind noch jung, lieber Freund, Sie kennen das Leben noch nicht,“ sagte er gereizt: „sonst würden Sie so etwas nicht bezweifeln. Der Diamant bleibt doch Diamant, auch wenn er einmal im Schmutz der Straße gelegen hat.“

Ja, was war denn mit ihm vorgegangen, daß er sich plötzlich einer Person wegen ereiferte, die er viel zu wenig kannte, um wirkliche Sympathie für sie hegen zu können? Oder sollte er — —

Merkwürdig, ich hielt im Augenblick für möglich, was ich dachte: daß er sich ernstlich in eine Chansonettesängerin verliebt haben könne. Er war eben ein ganzer Ausnahmemensch. Durch seine Geburt bereits stand er außerhalb der Gesellschaft, er hatte also keine Schranken mehr zu übersteigen. Was er war, wurde er durch sich selbst. Er war ein unabhängiger Mann, der Rücksichten gegen Zweite und Dritte nicht zu nehmen hatte; auch viel zu stolz, seine eigene Anschauung, wäre sie die verkehrteste gewesen, dem Kastengeist zu opfern. Es hätte sich an ihm nur der alte Erfahrungssatz bewährt, daß Männer, denen keine Frau gut genug ist, eines Tages die Welt dadurch in Ueberraschung versetzen, daß sie ihren Eheweg an der Seite irgend einer obskuren oder unbedeutenden Person antreten.

Es hätte mich garnicht verwundert, wenn er mir sofort die Bestätigung dieser meiner Gedanken gegeben haben würde; aber er schwieg sich nun gründlich aus — mit einem etwas bärbeißigen Gesicht, in dem die baldige Umwandelung zum alten Frieden unverkennbar war. Der letztere ließ auch nicht lange warten. Netterlichken streckte mir seine Hand entgegen.

„Lassen Sie es gut sein. Wir können uns Beide irren. Jedenfalls soll uns unsere Freund-

schaft über Alles gehen. Ich interessire mich nun einmal ganz besonders für dieses Mädchen, vor Allem flößt sie mir tiefes Mitleid ein."

Daß er sich in ganz besonderem Maße für dieses Fräulein von Berg interessirte, lehrte mich die Zeit eindringlich. Es kamen Tage, wo er für mich unmöglich wurde. Es war unverkennbar: es hatte sich Jemand zwischen uns gestellt, der ihm mehr galt als ich. Einmal nur widmete er mir wieder einen Nachmittag, wo er mir die Mittheilung machte, daß die Sängerin rundweg jede Hilfe ausgeschlagen habe. Sie wolle sich Niemand verpflichten, am allerwenigsten aber einem Manne, den sie schätze und achte.

Er war sehr betrübt, zu gleicher Zeit aber auch von einem gewissen, erklärlichen Stolz beseelt, daß er sich in ihrem Charakter nicht getäuscht habe.

Mein Erstaunen bei dieser Nachricht konnte ich ihm nicht verschweigen. Es mußte in der That ein ganz merkwürdiges Weib sein, das in gleicher Lage und gleicher Stellung die rettende, uneigennützige Hand ausschlug; dann konnte ich mich doch eines gewissen Mißtrauens nicht entwehren. Vielleicht war alles an ihr nur Berechnung, äußerer Schein, um desto sicherer Erfolge zu erzielen und den Richtigen, der ihr gefiel, an sich zu fesseln?

Um Ulrich Netterlichken hätte es mir leid gethan, denn wo bleibt die Menschenkenntniß, das Alter, die Erfahrung bei dem Manne, der liebt?!

So opferte er also die meiste Zeit, welche er erübrigen konnte, dem Aufenthalt in der Kneipe, in der sie sang. Am Abend war er der Erste zur Stelle, um vor Eröffnung der Vorträge mit ihr zu plaudern, und des Nachts gab sie ihm die Erlaubniß, sie nach der entfernt gelegenen Wohnung geleiten zu dürfen. Mit der Zeit wurde er wie ein ausgezeichneter Gast behandelt, den nur ein persönliches Interesse allabendlich die ausgetretenen Stufen nach dem verräucherten Raume hinab steigen ließ.

Am meisten fühlbar wurde diese neueste Wendung der Dinge unseren Freunden, den Komödianten. Sie vermochten sich das auffallende Ausbleiben des Malers nicht zu erklären. Als ich doch nicht umhin konnte, eines Abends wieder meine Schritte der alten Stammkneipe zuzulenken, und mit einem „Halloh" empfangen wurde, traf ich die Gesellschaft bei der eifrigsten Diskussion darüber; wer aus ihrer Mitte den netten Ulrich beleidigt haben könne. Man entbehrte ihn außerordentlich schmerzlich, umsomehr, als man gerade Abend für Abend unisono eine mit Sorgfalt einstudirte Novität „schindete,"

der gegenüber leider das Publikum sehr zurückhaltend sich verhielt. Trotz der neugemalten Ritterburg im ersten Akt, wie der Charakterspieler meinte!

Es fiel mir sofort auf, daß die gefüllten Biergläser nur vereinzelt auf dem Tisch zu sehen waren, und daß der Inhalt derjenigen der Damen äußerst abgestanden aussah. Der Heldenvater kaute sehr langsam und bedächtig an einer Schinkenstulle, während der jugendliche Liebhaber sich die größtmöglichste Mühe gab, die Portion Käse und Butter, die er vor sich hatte, auf einen ansehnlichen Kanten Brod zu vertheilen, nach welchem er jedesmal griff, sobald der Kellner mit einem neu aufgelegten Couvert in der Nähe auftauchte und auf dem Tische etwas zu suchen schien.

Natürlich mußte ich über den Maler Auskunft geben. Die Frauen namentlich richteten mehrere Fragen auf einmal an mich. Man betrachtete mich ungefähr wie einen zuverlässigen, längst erwarteten Berichterstatter, der den Krach einer Bank dementiren soll.

Ich nannte den Ort, wo Netterlichken jetzt öfters zu verkehren pflege; um nothwendige Studien zu machen, wie ich hinzufügte. Nachträglich hatte ich diese Aufrichtigkeit sehr zu bereuen, denn nach

zwei Tagen bereits bekam ich von ihm eine Postkarte, auf der er mir die lakonische Mittheilung machte, daß sich am Abend vorher das „männliche Comödiantenpack in corpore“ in der bewußten Kneipe eingefunden habe. Er bedanke sich schönstens für meine Empfehlung; ich solle ihm nur Glück wünschen.

Leider konnten die Damen aus Schicklichkeitsrücksichten die Herren nicht begleiten, sonst wären sie unter allen Umständen mit von der Partie gewesen.

Komiker und Heldenvater namentlich gingen dem Maler nicht von der Seite und verlegten ihr Stammlokal von nun an nach dem Café chantant. Der letztere, ein behäbiger Alter mit einem Falstaffgesicht, in dem die Nase in sanftem Violet strahlte, trank unmenschlich viel Bier. Er besaß die Virtuosität, mit einer göttlichen Unverfrorenheit sich über den Moment hinwegzusetzen, in welchem der Mensch gezwungen ist, seine Zechschuld zu berichtigen. Mit einer wahrhaft königlichen Handbewegung wies er auf den Maler und sagte herablassend: „Der Herr wird die Güte haben —.“

Dem Komiker mangelte es stets an Kleingeld. Er zog sich aus der Affaire, indem er einige Augenblicke verzweiflungsvoll in der Westentasche wühlte

und verbindlich lächelnd, wie Jemand, der es durchaus nicht nöthig hat, die Worte sprach: „Ulrich, Du bist wohl so freundlich und legst einmal für mich aus.“ Dieses „einmal“ wurde unzähligemal.

Netterlichken wußte sich schließlich den liebenswürdigen Zumuthungen der Beiden nicht anders zu entziehen, als daß er das Gerücht verbreitete, er sei auf vier Wochen verreist. Als er wirklich an zwei Abenden hintereinander nicht vorgefunden wurde, zogen die Menschendarsteller es vor, mit Groll im Herzen gegen die bösen Zufälligkeiten dieser Welt, zu ihrer alten Kneipe zurückzukehren.

Der Maler ließ nun auffallende Wandlungen in seinem Leben eintreten. Nicht wie sonst arbeitete er nur periodisch, um dann die Tage im süßen Nichtsthun zu vollbringen. Er begann seine Zeit wie jeder gewöhnliche Mensch vortheilhaft einzutheilen, trieb eine regelmäßige Beschäftigung, malte fleißig den Tag über bis zum Dunkelwerden, wurde sparsam, empfand die Lust, das Geld, welches er spielend und leicht verdiente, anzuhäufen, um zu einem Kapital zu gelangen. Er entwickelte mit einem Wort das ernste Streben eines Mannes, der nicht mehr ziellos seinen Neigungen nachgeht, sondern im Geheimen seine praktischen Pläne hat.

Er habe nun leichtfertig genug gewirthschaftet,

meinte er, immer mehr an Andere gedacht als an sich selbst. Es sei Zeit, daß er an sein Alter, seine Zukunft denke, er müsse die fetten Jahre daher benützen. Man könne ja nicht wissen, was alles passire.

Mir kam es vor, als machte sich eine Kargheit in seinen Mittheilungen bemerkbar. Er wollte nicht recht mit der Sprache heraus, hegte vielleicht die Meinung, ich könne in gewissen Beziehungen mit ihm nicht sympathisiren wie sonst. Ich fragte auch nicht. Es trat wider Willen eine Spannung zwischen uns ein. Nicht gerade, daß unsere Zuneigung zu einander erlosch — wir freuten uns bei jedem Wiedersehen so herzlich wie früher; aber der Umstand, daß wir nicht mehr tagtäglich mit einander verkehrten, ließ unser Band gegenseitig gleichgiltiger erscheinen.

Die dritte Person stand eben zwischen uns! Er liebte sie, das war keine Frage, oder hegte doch wenigstens ein Interesse für sie, das bereits angefangen hatte, gefährlich zu werden. Er war ja kein Mann mehr mit überschwenglichen Gefühlen; erwachte eine ernste Neigung für ein Weib in ihm, so wirkte sie jedenfalls stark und nachhaltig und führte zu etwas Reellem.

Wollte er sie heirathen? Sie, die Jedermann

wie eine Art Aushängeschild allabendlich betrachtete, dessen Anblicks er sich gegen ein Trinkgeld erfreuen durfte, zu seiner rechtschaffenen Frau machen? Ich glaubte am Ende fest daran. Das Menschenherz ist ja wunderbar. Wer will die Verirrungen Anderer richten, wo er selbst vielleicht im Augenblick in einem Irrthum sich befindet!

Oder war es nur Mitleid, welches ihn zu ihr hinzog — ihn, der des Lebens Grausamkeit zur Genüge kennen gelernt hatte und keinen Menschen leiden sehen konnte? Jedenfalls mußte er doch Eigenschaften an ihr entdeckt haben, die sie ihm schätzbar und achtungswerth gemacht hatten. Im Uebrigen war er kein Kind mehr, das blind durch's Leben lief.

Und doch that er mir leid! Es gab doch nach Hebbel einen Punkt, über den sich ein Mann niemals hinwegsetzen konnte. Es diente ihm vielleicht nur zur Entschuldigung, daß er denselben noch nicht erkannt hatte.

Es war zur Zeit, wo ich auf Umwegen erfahren hatte, daß das seltsame Fräulein von Berg endlich seinen Bitten nachgegeben habe, durch seine Unterstützung den unwürdigen Schauplatz ihrer Existenz zu verlassen, als der nette Ulrich eines Nachmittags zur ungewohnten Zeit verstört meine Wohnung be-

trat. Er war lange nicht bei mir gewesen. Ich sah sofort, daß etwas vorgegangen sein mußte.

„Sie haben Recht gehabt," preßte er hervor, „ein Mann hat bereits eine Rolle in ihrem Leben gespielt. Sie hat ein Töchterchen, das sie hier bei fremden Leuten in Pflege gegeben hat. Durch Zufall habe ich es erfahren. Ich bin um eine Enttäuschung reicher. Sie taugen alle nichts, derartige Geschöpfe. Da glaubte man nun Eine gefunden zu haben, deren Leben noch rein geblieben war, und findet nun, daß der Diamant im Schmutz ein ganz gewöhnlicher Glasscherben war. Meine Menschenkenntniß ist gründlich in die Brüche gegangen . . . Kommen Sie, ich kann nicht allein sein, wir wollen uns zerstreuen."

Er schritt sehr erregt im Zimmer auf und ab und bot ganz das Bild eines Menschen, der innerlich gebrochen ist, aber sich schämt, seine Gefühle zu verrathen. Dann wollte er eine lustige Miene zeigen und seine alten Scherze und Witze machen, aber sie gelangen ihm schlecht. Wir gingen also und kneipten bis tief in die Nacht hinein. Während vier Wochen waren wir wieder unzertrennlich, besuchte er die Singspielhalle nicht mehr. Augenscheinlich nahm er sich mit Gewalt vor, die trübe Episode aus seinem Leben zu vergessen, seinen Ge-

danken eine andere Richtung zu geben. Es war das jedenfalls das Vernünftigste und zu gleicher Zeit Heilsamste für ihn . . . .

Ostern war vor der Thür, und der Charfreitag kam heran. An diesem Tage war es Sitte, in früheren Jahren wohl noch mehr, als heute, daß das gesammte Schauspielervolk Berlins schaarenweise nach dem Spandauer Bock pilgerte, um sich in Ehren ein Rendez-vous zu geben. Hofbühne wie Volkstheater waren vertreten; die Habitués fehlten nicht. Es herrschte ein gewisses stilles Einvernehmen, für die Unmöglichkeit, oft Monatelang unbeschränkte Freiheit zu genießen, gerade an dem Tage, welcher der Menschheit die Entsagung irdischer Genüsse auferlegte, durch die möglichste Entfaltung von Frohsinn und Heiterkeit sich zu entschädigen. Man fühlte sich selbst erlöst nach mannigfachen Qualen, fand Gelegenheit, alte Bekanntschaften zu erneuern, mit Würde den Menschen zu repräsentiren. Der ernste Komiker saß neben dem lustigen Tragöden, die übermüthige Soubrette neben der Salon- und Anstandsdame, die sich ungewöhnlich gehen ließ; der unbedeutende Mime neben dem berühmten Collegen.

Unter das Künstlervolk und seine engen Freunde mischte sich dann das Publikum, welches gekommen

war, seine Lieblinge in der Nähe zu betrachten und neben dem Genuß die herbe Enttäuschung mit nach Hause zu nehmen.

Unsere Freunde, die Comödianten durften natürlich nicht fehlen: sie waren bereits gegen Mittag in einem Kremser hinausgefahren, sich unterwegs jedenfalls sonnend in dem Glück, den auferstandenen netten Ulrich in ihrer Mitte zu sehen.

Am frühen Nachmittag machten auch der Maler und ich uns auf den Weg. Es war Mitte April, der Schnee war seit Wochen verschwunden und die Natur begann sich bereits zu verjüngen. Die Luft war rein und durchsichtig, die Sonne sandte ihre wärmenden Strahlen hernieder und erweckte die Mutter Erde zu neuem Leben. An den Sträuchern zeigten sich die ersten Knospen, verschämt lugte das junge Grün hie und da hervor. Eine Vorahnung kommender Auferstehung prägte sich auch in dem schmucklosen Gewande von Feld, Wiese und Wald aus. Die dunklen Aeste der Bäume ragten noch kahl in die Luft, wie schweigsame Zeichen der Weltentrauer am heutigen Tag.

Die Natur wurde theilhaftig der Feiertagsstimmung der Menschen, welche sonntäglich geputzt in Schaaren zum Brandenburgerthor hinausströmten und die Gänge des Thiergartens füllten. Gleich

einer Völkerwanderung zog sich der Strom der Spaziergänger die Charlottenburger Chaussee entlang, sein Schweigen unterbrochen vom Gerolle der Wagen und Getrappel der Pferde.

Auf dem Spandauer Bock herrschte das bunteste Leben, als wir anlangten. Die Menge stieß und drängte sich, wogte auf und ab, ohne zur Ruhe und zu einem Platze zu kommen. Wir ließen uns von der Fluth mit forttragen, ohne Gelegenheit zu finden, unsere Bekannten zu entdecken, um sie begrüßen zu können. Wir athmeten auf, als wir den tiefer gelegenen Theil des Gartens erreichten, in welchem die Menge lichter wurde.

Eine Dame, am Arme untergefaßt von einem blondgelockten Mädchen von ungefähr zehn Jahren kam uns entgegen. Das Kind war von wahrhaft rührender Schönheit. Goldig leuchtendes Haar fiel über Schultern und Nacken und umrahmte das Gesicht einer kleinen Heiligen. Die Erscheinung war auffallend; die Vorübergehenden blieben stehen und blickten dem Kinde nach, Bemerkungen der Verwunderung wurden dabei laut.

Auch wir bannten unsere Schritte, mußten aber unsere Aufmerksamkeit zwischen Mutter und Kind theilen. Es war die Sängerin aus dem Café chantant, die wir vor uns hatten. Der Maler

wurde im Augenblick sehr erregt, in innerer Uebereinstimmung wollten wir umkehren, aber ein Ausweichen war unmöglich, denn Fräulein von Berg hatte uns bereits erblickt.

Nun passirte das Merkwürdige, daß sie Netterlichken freundlich zulächelte, nach unserm höflichen Gruß vor uns stehen blieb und ihn anredete, als verstände sich das von selbst. Wie eine Dame von Welt, die einem alten Freund begegnet, streckte sie ihm die Hand entgegen. Sie kannte wohl nicht den eigentlichen Grund, weßhalb er sich von ihr zurückgezogen hatte, das sprach wenigstens aus ihrem herzlichen Ton, aus der Harmlosigkeit ihres Auftretens.

„Wie geht es Ihnen? Wir haben uns lange nicht gesehen, waren Sie verreist?“ fragte sie. Ohne die Antwort abzuwarten, stellte sie dann ihre Begleiterin vor:

„Meine Tochter Charlotte —“

Das Kind machte einen zierlichen Knicks. Die Vorstellung erfolgte ungezwungen, mit vollendeter Noblesse. Nichts in ihrem Wesen verrieth, daß sie sich ihrer Sünde schäme. Wer Mutter und Tochter, ohne sie näher zu kennen, betrachtet hätte, würde sie den besten Familien zugezählt haben. Beide gingen einfach aber geschmackvoll gekleidet. Was nach

längerem Zuhören der Unterhaltung zwischen ihnen auffallen mußte, war die vortreffliche Erziehung des Kindes, die sich in jedem Wort, in jeder Bewegung ausdrückte. Es war ein Abbild seiner Mutter.

Wie es kam, daß wir uns gemeinschaftlich an einem endlich leer gewordenen Tische niederließen, weiß ich nicht mehr zu sagen. Es hatte sich eben so gemacht. Wir kamen uns plötzlich wie Jahrelang bekannte Freunde vor. Der Maler lebte merkwürdig auf. Er scherzte übermüthig, plauderte von seiner Kunst, führte die Unterhaltung fast ganz allein. Mit keinem Worte wurde die Stellung der Sängerin erwähnt.

Die Zeit verstrich übermäßig schnell. Wir saßen am äußersten Rande des Plateaus, zu unseren Füßen lag die Ebene, glänzte das helle Wasser der Spree. Leichter Nebel ballte sich in der Ferne und bedeckte wie ein durchsichtiger Schleier die tiefliegenden Wiesen. Die Sonne neigte sich zum Untergang, ihre blutigrothe Scheibe übergoß die Landschaft mit einem Purpurflimmer, zog lange Gluthwellen in den Spiegel des Wassers, überstrahlte mit ihren warmen Reflexen die Gesichter der Menschen. Allmählich stieg der Nebel höher und höher, vereinte er sich mit der Farbe des Wassers,

der Horizont wurde grau, der Himmel stieg zur Erde herab. Ein kühler Luftzug kam aus der Tiefe herauf, das Getöse um uns herum verstummte, der Garten leerte sich, aber wir saßen noch immer beisammen, freuten uns über die Klugheit des Kindes, lachten übermüthig, tranken in bester Laune schlechten Glühwein.

Als das kleine Mädchen zu frösteln begann, brachen auch wir auf. Langsam schritten wir die Chaussee nach Charlottenburg zurück, Netterlichken mit der Sängerin voran, ich mit dem Kinde hinterdrein. Die Kleine interessirte mich ungemein. Ich erkundigte mich nach ihrer Schule, was sie lerne, ob sie fleißig sei.

„Ich habe noch niemals eine Schule besucht, Mama unterrichtet mich ganz allein. Jeden Tag Nachmittags besucht sie mich," erwiderte sie und setzte sehr pathetisch hinzu: „Mama muß sehr sparsam sein, denn ich soll bald in ein Pensionat geschickt werden."

Plötzlich rief sie laut ihrer Mutter zu: „Mama, hast Du denn morgen auch im Conservatorium zu thun?"

Netterlichken blickte sich erstaunt um und ich war äußerst überrascht. Die Sängerin blieb stehen und erwartete ihre Tochter. Erregt sagte sie zu dem Kinde:

„Mach', springe ein Stückchen voran. Gehe aber nicht zu weit, sonst verlieren wir Dich." Die Kleine zeigte eine sehr mißvergnügte Miene, folgte aber dann dem Befehle ihrer Mutter und flog wie eine Gazelle, sich mehrmals im Kreise drehend, davon.

Nun gingen wir Drei nebeneinander, Fräulein von Berg in unserer Mitte. Mit zitternder Stimme, nach Athem ringend, sagte sie hastig:

„Sie hat keine Ahnung, wo ich des Abends bin, und ich würde eher sterben, ehe ich ihr sagte, was ich wirklich treibe. Sie lebt in dem Glauben, ich sei Lehrerin an einem Conservatorium; selbst die Leute, welche sie in Pension haben, sind derselben Ansicht. Sie ist immer gewöhnt gewesen, so oft ich sie mitnahm, mich in Concertsälen vor anständigem Publikum singen zu hören . . . Zuletzt waren wir in Stettin. Krankheit brachte mich herunter, sodaß ich Alles verlor. Wir haben Beide gehungert. In meiner grenzenlosen Verzweiflung verkaufte ich mich förmlich einem Blutsauger von Agenten. Oh, Sie wissen nicht, wie brutal das Leben oft ist. Einer Jugendsünde wegen hat es sich bitter an mir gerächt . . ."

Wie von einem durch Erschütterung emporquellenden, leisen Schluchzen begleitet, klangen dann

die Worte, die sie abgebrochen nach einer kurzen Pause hervorbrachte:

„. . . Was ich bereits gelitten habe, während der Zeit, in welcher ich in jener Spelunke gesungen habe! Es giebt nichts Fürchterlicheres für das gebildete Weib, als der Gesellschaft roher Männer ausgesetzt zu sein . . . Sich aus solchen Verhältnissen zu einer besseren Sphäre empor zu schwingen, mag die Kräfte des Mannes stählen, die Frau, welche darauf angewiesen ist, ganz für sich zu leben, geht auf die Dauer daran zu Grunde. Und doch thue ich es gern meines Kindes wegen. Das allein hält mich noch aufrecht, versöhnt mich mit dem Leben, ich kann es sagen . . . Gott wird mir die Kraft dazu geben, bis ich es zur Selbstständigkeit erzogen habe. Sie soll Schullehrerin werden. Wer wird sie heirathen als armes Mädchen? Bedauernswerth das Kind, welches vergeblich nach einem Vater ruft," fügte sie leise hinzu.

Ein langer, tiefer Seufzer kam über Netterlichkens Lippen. Ich konnte mir denken, was in seiner Seele vorging.

Dann wurde sie ruhiger, trocknete ihre Augen und wandte sich an den Maler: „Nur des Kindes wegen schlug ich Ihre Hilfe nicht aus, ich schwöre es Ihnen, Sie mögen mich falsch beurtheilt haben,

Sie blieben ja seit dem Tage fort — o, bitte, unterbrechen Sie mich nicht! Ich habe es Ihnen nicht übel genommen, ich war sogar darauf vorbereitet, denn ich durfte nicht vergessen, wo Sie mich kennen gelernt hatten. Nach seiner Umgebung taxirt man den Menschen . . . Wer würde nicht lachen, erzählte ich ihm, daß ich mit jener Gesellschaft nichts gemein habe? Nur wenige Menschen besitzen so wenig Egoismus, mit Entsagung eine Welt für sich zu bilden. Ich singe in jenem Lokal nur für mich, ich beschäftige mich nur mit mir, meine Gedanken drehen sich nur um meine Kunst. Wer will mir etwas! Ich bleibe doch immer ich! Die Hand begeht dieselben guten Dinge im Leben, auch wenn sie einmal vom Schmutz gestreift worden ist . . . Aber ich würde mich schämen vor meiner Tochter, erführe sie, was an den Groschen klebt, die ich des Abends für sie sammele.“

Das Kind kam zurückgerannt und tollte seiner Mutter in die Arme. Die Sängerin wurde nun wieder heiter. „Ihre höchste Freude ist der Gedanke, in ein Pensionat zu kommen,“ sagte sie wieder mit Bezug auf die Kleine; „sie träumt Tag und Nacht davon, seitdem ich einmal scherzend die Aeußerung gemacht habe. Natürlich malt sie sich aus, daß ich jeden Tag um sie sei,“ schloß sie

lächelnd und streichelte die Wangen ihres Töchterchens.

Eine Weile gingen wir schweigend weiter; ich schritt nun neben dem Maler. Auf uns Beide hatte die Offenheit der Sängerin einen tiefen Eindruck gemacht, und ich bat ihr im Geheimen manches Unrecht ab. Es war psychologisch interessant: sie hörte tagtäglich die Gemeinheit, setzte sich Zudringlichkeiten niedrigster Art aus, um die Seele ihres Kindes rein und keusch zu erhalten.

Als das letztere wieder vorausgeeilt war, sprach Netterlichken sehr vernünftig mit ihr. Er benahm sich dabei voll zarter Aufmerksamkeit gegen sie. Er fragte, ob sie seine Hilfe noch annehmen wolle, wenn er sie recht darum bäte? Es würde ihm wirklich Freude bereiten, wenn sie ihn ihres Vertrauens würdig erachte. Aufrichtige Herzlichkeit klang aus seinen Worten, sodaß man dem Fräulein mehr als einmal die tiefe Erregung anmerken konnte. Sie war miteinverstanden.

„Ich will es," sagte sie, „man soll an einem guten Menschen nicht vorübergehen, wenn das Schicksal uns ihn in den Weg führt." Die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen, als sie ihm die Hand entgegenstreckte.

Sie erzählte nun von ihrer Jugend, ihrem

Vater und ihrer Mutter. Ihre Eltern waren todt, zwei Schwestern lebten noch, gleich ihr in dürftigen Verhältnissen.

„Sie können sich wohl denken, daß ich nicht meinen richtigen Namen führe, ich heiße eigentlich Martha von Rudorff —“

Was hatte denn plötzlich mein Begleiter, daß er jäh an meinem Arm zusammenzuckte und die Schritte bannte? Im Licht der Laterne zeigte sein Gesicht Leichenblässe. Ich fühlte, wie er am ganzen Körper zitterte. Mit angehaltenem Athem, den Mund halb geöffnet, mit unheimlich vergrößerten Augen starrte er die Sprecherin an.

„Wie war der Name —?“ fragte er mit gepreßter Stimme.

Sie wiederholte denselben, setzte aber voller Angst hinzu: „Aber was ist Ihnen denn, Sie sind so erschreckt? Haben Sie meinen Vater gekannt?“

„Lebte er nicht einmal vor vielen Jahren in Düsseldorf?“ fragte er tonlos.

„Allerdings, er verbrachte seine Jugendzeit dort als Offizier.“

Etwas wie ein Aechzen kam aus der Brust des Malers, er schwankte wie ein Betrunkener hin und her, als rüttelte etwas an ihm, dessen Gewalt er sich

nicht entwehren könne. Dabei ging er schleppend an meiner Seite weiter, den Arm schwer auf den meinen gelegt, mit zusammengepreßten Lippen, halbgeschlossenen Augen.

Wir geriethen in die äußerste Sorge um ihn; die Sängerin erfaßte seinen freien Arm und bemühte sich voll Theilnahme um ihn. Nach wenigen Minuten war der entsetzlichste seelische und physische Schmerz seines Lebens, den ihm die Enthüllung gebracht hatte, daß der Vater des Weibes, das er liebte, der Verführer seiner Mutter gewesen war, vorüber. Er richtete sich mit Gewalt auf und beruhigte uns: Er leide in der letzten Zeit an Asthma, aber es sei nun glücklich vorüber.

Dann sagte er gleichgültig: „Ich habe mich doch geirrt in dem Namen; er klingt ähnlich."

Wie der Maler und ich, nachdem wir uns in der Stadt von Mutter und Tochter getrennt hatten, nach Hause kamen, weiß ich nicht mehr genau zu sagen, nur dessen erinnere ich mich, daß wir ohne ein Wort zu wechseln durch die Straßen gingen, Jeder voll mit seinen Gedanken, und uns frühzeitig kurz mit einem Händedruck trennten.

Das kam nun so weiter, wie es öfter im Leben kommt: Zwischen Netterlichken und mir nahm der Verkehr allgemach ein Ende. Der Maler war nach

München gegangen, um als Leiter eines großen kunstlithographischen Instituts eine neue Lebensepoche zu beginnen. Vielleicht deshalb, um mit Gewalt alte Bilder zu vertuschen, die ihm in Berlin in lebhaften Farben vor den Augen standen. In der ersten Zeit schrieb er öfters, dann trat eine große Pause ein, bis ich eines Tages durch einen Brief von ihm aus Italien überrascht wurde. Der Inhalt war humoristisch, getränkt von Lebenslust, hin und wieder durchwebt von seiner alten Lebensphilosophie, die unter der Satyre die Brust voll Schmerzen trug. Was denn die kleine Charlotte mache, fragte er speciell. Ich möchte doch nach dem Pensionat der Frau X. gehen und mich eindringlich nach ihrem Befinden erkundigen, ihm mittheilen, ob sie Fortschritte mache u. s. w. Ich wußte von alledem nichts, ging aber, um seinen Wunsch zu erfüllen. Die Vorsteherin floß über in Lobeserhebungen über das Mädchen. Von ihr erfuhr ich, daß Netterlichken halbjährlich für die Kosten der Schülerin aufkam; auch theilte sie mir mit, daß die Mutter sich „schlecht und recht“ als Musiklehrerin ernähre. In der Oeffentlichkeit hörte ich ihren Namen nie mehr.

* * *

Zehn Jahre sind eine lange Zeit, vornehmlich für Leute, die aus der Erinnerung schöpfen. Menschen, welche sich nahe standen, werden entfremdet, der, dessen Schicksal uns am Herzen lag, geht theilnahmslos an uns vorüber. Die Vergessenheit stumpft ab, die wogende Zeitwelle schlägt über dem Einst zusammen. Hin und wieder taucht wie ein Denkstein am Wege ein Menschenantlitz auf, das wir lange nicht gesehen, an das wir niemals mehr gedacht haben, bei dessen plötzlichem Anblick nun seltsames Weh unser Gemüth beschleicht, wie durch Zauberschlag die Vergangenheit neu ersteht. Oft ist's nur ein flüchtiger Augenblick, aber er genügt, um den Gedanken an die Wandlung der Dinge nutzbringend vor das geistige Auge zu führen.

Es ist noch nicht lange her, es war im Herbst, beim warmen Nachmittagssonnenschein, als ich durch eine belebte Vorstadtstraße ging und meinen Weg durch allerlei neugieriges Volk gesperrt sah, das erwartungsvoll der Minute harrte, in der ein Brautpaar den Trauwagen besteigen sollte. Es war eine tägliche Scene: Kinder und alte Frauen reckten die Hälse nach dem Thorweg, zahlreiche Näherinnen und Arbeitsmädchen bildeten eine lebende Garnitur an den langen Fensterreihen der Straße. Endlich kam das Brautpaar, ein schüchterner junger Mann,

ein junges Mädchen von engelsgleicher Schönheit, ganz in weißen Atlas gekleidet, das Gesicht umgeben von blonden Locken. Wie ich erfuhr, eine junge Lehrerin, die von einem Collegen heimgeführt wurde. Der flüchtige Augenblick des Vorüberrauschens hatte genügt, um in der Braut das zehnjährige Kind von früher, die Tochter der Sängerin erkennen zu lassen. Ich wartete noch, ob vielleicht die Mutter käme — aber der zweite Wagen nahm fremde Menschen auf.

Bewegt, noch lange dem Wagen nachblickend, ging ich weiter. Die Jahre rollten zurück, der Maler tauchte wieder vor meinem Geist auf, mit ihm jene Tage, die mich unzertrennlich von ihm gemacht hatten. Wo war er? Ich wußte es nicht, hatte nie mehr von ihm gehört. Wo war das Weib, das still für sich und sein Leid gelebt, das er geliebt hatte? Hatte sie jemals erfahren, was die Seele Netterlichkens drückte? War sie untergegangen unter der Last einer traurigen Existenz? Gestorben, verdorben? Wer weiß es?

Aber ein blühendes Leben war gerettet, der Menschheit und der Gesellschaft erhalten geblieben. Wo wäre es wohl, wenn der Maler sich seiner nicht angenommen hätte? So fragte ich mich. Was hatte ihn bewogen, an ihrer Tochter gut zu

machen, was ihr Vater an seiner Mutter verbrochen hatte? Die Liebe zu ihr? Wohl nicht allein. Das Mitleid mit armen Kindern? Die Anklänge an seine eigene traurige Jugend? Wer konnte es wissen? Das Menschenherz ist ein ewiges Räthsel, wer wollte das seinige errathen? Am Ende war es von alledem etwas, handelte er nur nach dem Spruch, der den Grundzug seines Charakters ausmachte: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“

Ende.

Gebr. Adolph & Co., Dresden-Löbtau.

Die Bergpredigt.

Roman aus der Gegenwart

von

Max Kretzer.

Zweite Auflage. Broch. M. 5.—, eleg. geb. M. 6—.

Stimmen der Presse:

Leipziger Illustrirte Zeitung: Der „Berliner" Roman bildet nachgerade eine eigene Bibliothek in der Unterhaltungs-Litteratur der Gegenwart. Jedes Jahr bringt seine umfangreichen Beträge; auch dieser Winter blieb nicht mit seiner Produktionskraft hinter den früheren zurück . . . Der gehaltvollste ist jedenfalls „Die Bergpredigt" von Max Kretzer. Er beleuchtet das kirchliche Leben der Reichshauptstadt und schildert den Kampf der Orthodoxen gegen die Rationalisten. Der Held ist ein junger, für eine Kirche vorgeschlagener freisinniger Prediger Konrad Baldus. Der Verfasser steht natürlich auf seiten des Konrad Baldus, und so wird auf die andere Partei viel Schatten geworfen, der Opportunismus wird mit aller Heftigkeit gegeißelt. Das Urtheil über den Roman dürfte also je nach dem Standpunkte des Lesers sehr verschieden ausfallen. Als Kunstwerk betrachtet, darf man ihm aber ohne Bedenken einen hohen Rang unter den Erzeugnissen des Tages einräumen. Die Charaktere sind scharf umrissen, der Held tritt klar hervor, die Nebenfiguren, wie der eifernde Hofprediger Bock, der verbummelte Canditat Bläsel, dessen Vater, der Landprediger, und noch verschiedene andere, zeigen originelle Züge. Auch die Handlung ist geschickt aufgebaut, so daß das Werk als die beste Schöpfung bezeichnet werden kann, die Max Kretzer bis jetzt seinen Lesern geboten hat.

Neues Wiener Tagblatt: Die Bergpredigt. Roman aus der Gegenwart von Max Kretzer. Auf dem Gebiete des jetzt von den Realisten so fleißig gepflegten Berliner Romans nimmt Max Kretzer die erste Stelle ein. Er ist bei uns in Wien zwar weniger bekannt, als zum Beispiel Paul Lindau, aber jeder Kenner weiß, daß Kretzer diesen geistreichen Kritiker in der poetischen Kraft der Gestaltung, im sittlichen Pathos und in der Kenntniß des Volkes von Berlin weitaus übertrifft. Das Lokalkolorit Berlins weiß Kretzer, der auch den Berliner Dialekt beherrscht, unvergleichlich gut zu treffen. Lindau's Berliner Romane könnten mit geringen Aenderungen in jeder europäischen Großstadt spielen, sie sind auch abhängig von ihren Pariser Vorbildern; Kretzer ist urwüchsig von der Zehe bis zum Scheitel, und seine Dichtungen lassen sich unmöglich in anderem Boden wurzelnd denken. In seinem neuesten Roman: „Die Bergpredigt" hat Kretzer ethisch eine Höhe erstiegen, wie nie zuvor.